

Deutscher Reporterpreis 2012

Kategorie

„Besten Essay“

Reporter**FORUM**

www.reporter-forum.de

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

- | | | | |
|-----|--|----|-----|
| 1) | Broder, Henryk M., Ein Lob auf Grass | S. | 5 |
| 2) | Detel, Hanne/Pörksen, Bernhard, Kollaps der Kontexte | S. | 11 |
| 3) | Diez, Georg, Meine Jahre mit Kracht | S. | 17 |
| 4) | Kurbjuweit, Dirk, Die halbe Kanzlerin | S. | 25 |
| 5) | Martenstein, Harald, Der Sog der Masse | S. | 45 |
| 6) | Raether, Elisabeth, Das ist übrigens ein Penis | S. | 63 |
| 7) | Rennefanz, Sabine, Uwe Mundlos und ich | S. | 73 |
| 8) | Schirmmacher, Frank, Der Sturz der Bababoomer | S. | 85 |
| 9) | Ulrich, Bernd, Wer sind wir, heute? | S. | 91 |
| 10) | Welding, Malte, Stirbt das Land vor Langeweile? | S. | 111 |

Reporter**FORUM**

www.reporter-forum.de

Ein Lob auf Grass

Der Literaturnobelpreisträger hat die Antisemitismus-Debatte auf den neuesten Stand gebracht. Günter Grass hat mit seinem Gedicht einen wunden Punkt der Deutschen getroffen: "German Angst"

Henryk M. Broder, Welt, 12.04.2012

Eine Woche hält das Grass-Beben schon an, da wird es allmählich Zeit, auch etwas Gutes über den Nobelpreisträger zu sagen: Grass hat sich um die Debattenkultur in Deutschland verdient gemacht. Dabei ist zwar sein Vorwurf, die deutsche Presse sei "gleichgeschaltet", auf der Strecke geblieben, dafür hat er andere Erkenntnisse befördert, die in den Feuilletons lange nicht mehr thematisiert wurden. Die Deutschen hätten "das Trauma von 1945" noch nicht überwunden, schrieb Hans Ulrich Gumbrecht in der "Welt". Es sei "immer wieder atemberaubend zu sehen, mit welcher Dreistigkeit" die Angehörigen der "Flakhelfergeneration" Ursache und Wirkung verdrehten, meinte Georg Diez auf "Spiegel online". Und Harald Martenstein erinnerte im "Tagesspiegel" daran, dass Grass den Nobelpreis "vielleicht nicht bekommen" hätte, wenn er, "der Wortgewaltige, nicht so gut geschwiegen hätte". Aber das ist noch nicht alles, was in diesem Zusammenhang gesagt werden muss. Es gibt noch etwas, das in der Gefühlswelt der Deutschen rumort.

Seit am 16. April 1945, nach der Befreiung des Konzentrationslagers Buchenwald durch amerikanische Truppen, die Bürger von Weimar gezwungen wurden, das Lager zu besuchen und sich die Leichenberge anzusehen, leben die Deutschen in ständiger Erwartung einer Strafe, die den Verbrechen, die von den Nazis begangen wurden, angemessen wäre. Auch wenn sie nach dem Ende des Dritten Reiches so taten, als hätten sie nichts davon mitbekommen, was hinter der Front und im Schatten der KZ-Türme passiert war. So sehr sie fürchteten, dass die Alliierten den Morgenthau-Plan umsetzen und Deutschland nicht nur entnazifizieren und demilitarisieren, sondern auch in einen Agrarstaat umwandeln würden, so waren sie noch mehr überrascht, als dies nicht geschah. Die "Siegerjustiz" erwies sich als sehr milde, und statt der erwarteten Kollektivstrafen gab es die Berliner Luftbrücke und

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

den Marshall-Plan. Nur die Deutschen, die das Pech hatten, in der "sowjetisch besetzten Zone" zu leben, mussten dafür büßen, dass Deutschland den Krieg nicht nur angefangen, sondern auch verloren hatte.

Jeder Vater, jede Mutter, jeder Lehrer und jeder Jurist weiß um die erzieherische Wirkung von Strafe. Bleibt die Strafe aus, geht die Resozialisierung flöten, aber das Wissen, dass man etwas getan hat, das man nicht hätte tun dürfen, das bleibt und lässt seine Subjekte nicht zur Ruhe kommen.

In einer säkularen Gesellschaft gibt es kein Instrument der Beichte, keine Möglichkeit, eine Übeltat zuzugeben und von der Schuld erlöst zu werden, keine tätige Reue und keine symbolische Vergebung. Auf dem Haus des Henkers lastet ein Fluch, und aus dem Keller, in dem die Leichen begraben wurden, sind immer wieder Geräusche zu hören. Auch nach dem Ableben der Hausbesitzer kehrt keine Ruhe ein. Die Enkel und Urenkel wälzen sich nachts in ihrem Bett und erzählen sich tagsüber von ihren Albträumen.

Die "German Angst", inzwischen ein Begriff wie "Autobahn" und "Kindergarten", könnte ihre Ursache in der ausgebliebenen Strafe beziehungsweise in dem Verlangen nach Bestrafung haben. Vieles spricht dafür, dass die Deutschen ständig damit rechnen, vom Schicksal eingeholt zu werden. Sie erklären ihre Wohnküchen zur atomwaffenfreien Zone; sie lassen weiße Bettlaken aus dem Fenster und vom Balkon flattern, damit amerikanische Flieger Bagdad nicht mit Berlin verwechseln; geht es um das Abschmelzen der Polkappen, fürchten sie, bald könnten auch Köln und Karlsruhe unter dem Meeresspiegel liegen. Kommt es in Japan zu einem atomaren Super-GAU, hören sie noch am selben Tag auf, Fischstäbchen zu kaufen. Überall lauern Gefahren, die es auf die Deutschen abgesehen haben. Nicht nur, aber vor allem. Die Energiewende wird zu einer Glaubens- und Überlebensfrage, und wer seinen Müll nicht trennt, der leistet einen Beitrag zum Weltuntergang.

Bei Grass hört sich das so an: "Warum schweige ich, verschweige zu lange, was offensichtlich ist und in Planspielen geübt wurde, an deren Ende als Überlebende wir allenfalls Fußnoten sind ..."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Grass hat wiederholt erklärt, es gehe ihm darum, die Israelis von einem atomaren Erstschlag auf den Iran abzuhalten, "der das ... iranische Volk auslöschen könnte". Darüber hinaus sei Israel eine "Atommacht", die "den ohnehin brüchigen Weltfrieden" gefährdet. Dass er dabei Ross und Reiter, Ursache und Wirkung, Täter und Opfer verwechselt - geschenkt. Denn was er im Sinn hat, ist etwas anderes. Grass möchte endlich mit den Juden gleichziehen, die ihm als Opfer der Geschichte um einige Nasenlängen voraus sind. Er tut dies, indem er sich in die Rolle eines "Überlebenden" hineinfantasiert, der "am Ende" als "Fußnote" übrig bleibt. Der Text, an dem diese Fußnote dranhängt, stammt aus israelischer Produktion und hört auf den Namen "Armageddon", es ist der Weltuntergang, das Ende aller Tage. Aber das ist noch nicht alles. Bis jetzt war sich das friedensbewegte Milieu darüber einig, dass die Israelis den Palästinensern das antun, was die Nazis den Juden angetan haben, dass es in Gaza wie im Warschauer Getto zugeht und dass Israel einer friedlichen Lösung der Palästina-Frage im Wege steht.

Nun aber macht Grass einen großen Schritt nach vorne. Er befördert das Land von einer regionalen Großmacht zu einem Global Player, der im Begriff ist, die Welt in die Luft zu jagen. Israel spielt mit unser aller Leben! Es gefährdet "den ohnehin brüchigen Weltfrieden"! Damit sind die Israelis potenziell noch gefährlicher, als es die Nazis waren. Die haben zwar viel Unheil angerichtet, aber ihre strategischen Ziele waren überschaubar: Endlösung der Judenfrage, Eroberung von Lebensraum im Osten, Sicherung der Vorherrschaft in Europa. Der Fallout der israelischen Politik dagegen wäre unabsehbar und unkalkulierbar, er könnte nicht Millionen, sondern Milliarden von Menschen das Leben kosten. In der historischen Perspektive war das Dritte Reich nur die Ouvertüre zu einem viel größeren Desaster, das mit der Endlösung der Menschenfrage enden könnte. Grass schafft es, die Verbrechen der Nazis zu relativieren, ohne sie zu verharmlosen. Seine Botschaft: Uns droht eine globale Reichskristallnacht, und diesmal haben die Israelis den Finger am Abzug.

Ist der Dichter deswegen ein Antisemit? Man kann einen Antisemiten weder am Aussehen noch an der Nase oder an seinem Gang erkennen. Auch der Körpergeruch lässt keine Rückschlüsse auf die Gesinnung zu. "Grass ist kein Antisemit, ich weiß, wovon ich spreche", sagt der ehemalige israelische Diplomat Avi Primor. "Grass ist

kein Antisemit, er ist nicht antiisraelisch, er ist auf keinen Fall gegen Israel in irgendeiner Weise", sagt der israelische Historiker Tom Segev. "Grass ist kein Antisemit, aber er spielt gezielt auf antisemitische Neigungen in Teilen der Bevölkerung an", sagt der Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki. Nicht einmal Wolfgang Thierse mag auf Distanz zu Grass gehen. "Ich halte nichts davon, dass die SPD nun gewissermaßen wie der Staat Israel Günter Grass zur Persona non grata erklärt."

Wenn Grass aber kein Antisemit ist, sondern sich nur "antisemitischer Deutungsmuster" (Micha Brumlik) bedient, was ist er dann? Besonders gerissen oder vielleicht nur dement?

Gäbe es einen Lackmустest zur Ermittlung einer antisemitischen Haltung, wäre alles viel einfacher. Aber es gibt nur eine "Arbeitsdefinition" der European Commission against Racism and Intolerance, die ziemlich schwammig und so allgemeinkonkret formuliert ist, dass sie mehr Fragen aufwirft als beantwortet. Nicht einmal hauptamtliche Antisemitismusexperten wie der langjährige Leiter des Berliner Zentrums für Antisemitismusforschung an der Technischen Universität, Wolfgang Benz, sind in der Lage, eine Definition zu formulieren, die den Praxistest bestehen könnte. Nach dem Anschlag von Toulouse, bei dem ein junger Muslim drei jüdische Kinder und einen Rabbiner erschoss, erklärte Benz in einem Interview: "Ich erkenne bisher trotz der Brutalität der Tat keine neue Dimension eines Antisemitismus in Europa. Wir wissen ja noch nicht einmal, ob die Morde wirklich ein antisemitisches Motiv hatten oder die Opfer von einem Terroristen zufällig ausgewählt worden sind."

Wer bei einem Anschlag auf eine jüdische Schule die Frage stellt, ob der Tat "ein antisemitisches Motiv" zugrunde lag, der könnte auch einen Kuhfladen für eine Pizza Margherita halten.

Nun gibt es auch ernst zu nehmende Bedenken gegen den Gebrauch des Begriffes Antisemitismus. Er stamme aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, sei überholt und zudem durch die Nazis so kompromittiert, dass man ihn nicht verwenden sollte, ebenso wie die Begriffe "Lebensraum" und "Winterhilfswerk". Man fahre heute auch nicht in die "Sommerfrische", sondern mache Urlaub in einer Wellness-Oase.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Dem könnte man entgegen halten, dass der erste "Motorwagen", der von Carl Benz im Jahre 1886 gebaut wurde, also etwa zu der Zeit, als der Begriff "Antisemitismus" aufkam, ebenso zu der Gattung der "Automobile" gehörte wie der neueste Mercedes SL, obwohl beide außer der Tatsache, dass sie auf Rädern rollen, nichts gemeinsam haben.

Wie jedes soziale Phänomen geht auch der Antisemitismus mit der Zeit, mutiert und passt sich seiner jeweiligen Umgebung an. Man kann ihn als Krankheit, als abweichendes Verhalten oder auch als den Normalfall des Umgangs von Nichtjuden mit Juden bezeichnen. Allerdings, nicht überall, wo Antisemitismus drinsteckt, steht auch Antisemitismus drauf. Im Zeitalter der politischen Korrektheit hört sich "Israelkritik" viel besser an.

Und wenn Grass, der zuletzt 1971 in Israel war, sich nun darüber beschwert, dass er vom israelischen Innenminister zur Persona non grata erklärt wurde und dabei an das Einreiseverbot erinnert, das Erich Mielke einst über ihn verhängte, dann sind alle deutschen Erblasten vom Tisch, und Israel stellt die Quersumme aus Drittem Reich und DDR dar. Grass hat offenbar vergessen, dass er zur Wendezeit die DDR eine "kommode Diktatur" genannt und sich vehement für den Fortbestand der zweiten Diktatur auf deutschem Boden ausgesprochen hat.

Trotz solcher Aussetzer kommt Grass das Verdienst zu, die Antisemitismus-Debatte auf den neuesten Stand gebracht zu haben. Nur bornierte, rückwärtsgewandte Deppen wie David Irving, Horst Mahler oder Bischof Richard Williamson leugnen den Holocaust. Der moderne, nach vorn schauende Antisemit macht ihn zur Grundlage seiner Argumentation - gegen die Juden, die aus ihrer eigenen Geschichte nichts gelernt haben und im Begriffe sind, die Nazis zu übertreffen.

Hieß es früher "Die Juden sind unser Unglück!", so wird es ab heute "Israel ist unser Unglück!" heißen. Jetzt fehlt nur noch ein Update für "Juda verrecke!"

Reporter**FORUM**

www.reporter-forum.de

Kollaps der Kontexte

In der Digital-Ära wird der Kontrollverlust zur Alltagserfahrung – und der Skandal allgegenwärtig.

Hanne Detel / Bernhard Pörksen, Der Spiegel, 02.04.2012

Die letzten zwei Bundespräsidenten haben Erfahrungen mit der modernen Medienwirklichkeit gemacht, die extrem sind, aber doch typisch, Zeichen der neuen Zeit. Horst Köhler trat, verletzt und schockiert, zurück, weil er die Sprengkraft von ein paar zunächst gänzlich unbeachtet gebliebenen Sätzen eines Radiointerviews unterschätzt hatte, die einige Blogger ausgruben, um sie dann, unterstützt von klassischen Massenmedien, zu skandalisieren. Die spontan auf einem Rückflug aus Afghanistan geäußerten Sätze fanden auf einmal ihr Publikum – und wenig später stand der erste Mann des Staats am Pranger als jemand, der in Unkenntnis des Grundgesetzes womöglich Wirtschaftskriege rechtfertigt.

Sein Nachfolger Christian Wulff schuf mit der Drohnachricht auf der Mailbox des "Bild"-Chefredakteurs ein ebenso leicht recycelbares Dokument von gnadenloser Beweiskraft und strauchelte in einem endlosen Reigen von sagenhaft peinlichen Teilgeständnissen und Halbwahrheiten, die stets in Rekordgeschwindigkeit wieder dementiert und erneut korrigiert werden mussten. Die Salami-Taktik, so muss man kühl konstatieren, passt nicht zu den Geschwindigkeitsverhältnissen des digitalen Zeitalters. Niemand kann mehr auf Zeit spielen.

Und auch der amtierende Bundespräsident Joachim Gauck schließlich geriet schon vor Dienstantritt ins Visier. Kaum nominiert, wurde er im Netz als Verteidiger der Vorratsdatenspeicherung und als ein Reaktionär attackiert, der den Holocaust verharmlose – meist belegt durch einige hastig auf den Eklat hin frisierte Vortrags – und Interviewfetzen. Auch dies gewiss ein Extrembeispiel der Erregungsgier, das aber doch

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

die Alltäglichkeit des Kontrollverlustes im digitalen Zeitalter offenbart. Denn was sich am Beispiel der drei Staatsoberhäupter zeigt, bedroht aus guten oder schlechten Gründen jeden, der Spuren hinterlässt, und zwar unabhängig von politischer Macht, gesellschaftlichem Status und Prominenz.

Niemand kann sagen, welche seiner Äußerungen oder Handlungen schon morgen einen Skandal auslösen oder ihn womöglich weltweit zum Gespött machen werden. Niemand vermag sich die Eventualität eines öffentlichen und im Extremfall global vernehmbaren Echos auch nur annähernd vorzustellen – und schon heute dementsprechend zu handeln.

Menschliches Bewusstsein und mediales Sein haben zu keinem Moment der Menschheitsgeschichte wirklich zueinander gepasst. Es ist das Wesen von medialer Kommunikation, über sich selbst hinauszudeuten und zuverlässig Überraschungen zu produzieren, kalkulierbare Unkalkulierbarkeit. Aber noch nie klafften die moderne Medienwelt und das Gespür für die öffentlichen Fernwirkungen eigener Äußerungen und Handlungen in derart dramatischer Weise auseinander wie heute.

Möglichkeitenblindheit, so könnte man das fehlende Gespür für extreme Kommunikationseffekte nennen, die prinzipiell unbeherrschbar sind. Dabei handelt es sich nicht um einen Defekt, der sich kurieren ließe, weil niemand, der redet, schreibt, bloggt, twittert oder unter den Augen einer Kamera tanzt, pöbelt oder flirtet, kurzum: lebt, auch nur ahnen kann, was mit den eigenen Daten und Dokumenten passiert und in welchen merkwürdigen und beschämenden Kontexten sie womöglich eines Tages zu ihm zurückkehren und sich unauflösbar mit dem eigenen Ich verbinden.

Wir alle sind unvermeidlich blind für die mögliche Zukunft unserer Sätze, Fotos, Filmchen, Mailbox-Nachrichten. Und die digitalen Überall-Medien haben, dies ist für jeden erfahrbar geworden, eine mediale Allgegenwart erzeugt – das Universum einer neuen Sichtbarkeit, in welcher der plötzliche Reputationsverlust zum Dauerrisiko geworden ist.

Kleinere und größere Normverletzungen, echte und falsche Skandale, Missverständnisse, Provokationen und Peinlichkeiten verwandeln sich, einmal digitalisiert, in leicht revitalisierbare Zombie-Informationen, stetig wiederkehrende

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Realitätskürzel und Chiffren der persönlichen, nun auf Dauer demolierten Existenz. Das eigene Image wird zur Summe der Treffer, die eine Suchmaschine prominent platziert.

Da landet der tschechische Staatschef Václav Klaus einen unfreiwilligen YouTube-Hit, der ihn beim Diebstahl eines Kugelschreibers zeigt. Da sorgt der Sportler Tiger Woods oder der daraufhin zurückgetretene finnische Außenminister Ilkka Kanerva mit höchst privaten SMS- und Sex-Botschaften für Amüsement. Da spricht der Dior-Designer John Galliano komplett besoffen den auf einem Handy-Video verewigten Satz "Ich liebe Hitler" – und verliert seinen Job.

Kann man hier noch ernsthaft von fehlender Medienkompetenz sprechen? Gewiss nicht, denn auch die Mitglieder der Piratenpartei, offenkundig in der Mehrzahl Technik-Aficionados, haben mit satirisch gemeinten Porträtfotos (ein Berliner Abgeordneter schnupft eine Prise Salz), versehentlich verschickten E-Mails oder antisemitischen Twitter-Meldungen für das eine oder andere Kommunikationsdesaster gesorgt. Selbst Julian Assange, Zentralfigur von WikiLeaks, blamierte zuerst eine Weltmacht – und dann seine eigene, angeblich doch gegen den Kontrollverlust strikt geschützte Organisation. Durch seine Nachlässigkeit und die später folgenden Durchstechereien einstiger Weggefährten wurde offenbar, dass die sogenannten Diplomaten-Depeschen gänzlich unbearbeitet im Netz kursieren – eine für die hier Genannten und nun Identifizierbaren im Extremfall lebensgefährliche Variante der Möglichkeitsblindheit.

Assanges mutmaßlicher Zentralinformant Bradley Manning verriet sich, nach allem, was man weiß, in einem dusselig-unvorsichtigen Chat selbst. Und Charles Graner, Hauptverbrecher im Foltergefängnis von Abu Ghuraib, dokumentierte die Gewaltexzesse seiner Gruppe gleich mit der eigenen Kamera und gab die CDs mit den Fotos aus einer Laune heraus dem Sergeant Joseph Darby, der ihn eigentlich nach anderen Bildern gefragt hatte. Darby fertigte eine Kopie an, zeigte sie anderen – und löste einen Weltskandal aus, der selbst den amerikanischen Präsidenten George W. Bush zu so etwas wie einer Entschuldigung nötigte.

Diese und viele andere zwischen Bestialität und Banalität angesiedelten Beispiele zeigen, dass die Digitalisierung selbst die Möglichkeitsblindheit unvermeidlich macht. Denn die Verwandlung von allem Möglichen in einen Strom aus Bits und Bytes hebt

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

die störenden Beschränkungen und Begrenzungen der Materialität auf. Sie überführt all die Folterfotos, die Kriegs- und Schandbilder, aber auch die satirischen Spielereien und die intimen Botschaften in einen "neuen Aggregatzustand" (so der Netzphilosoph Peter Glaser), stattet sie mit einer bis dato unbekanntenen Beweglichkeit und Leichtigkeit aus und erlaubt es, die Dokumente der Blamage und der Demontage rasch zu speichern, blitzschnell zu versenden, endlos zu kombinieren und vor einem Riesenpublikum auszubreiten.

Sie macht einst schwer zugängliche Archive zum Allgemeingut und verwandelt den Kollaps der Kontexte zur Alltagserfahrung. Nun wird es mit einem Mausklick, einem einzigen Link, einer sekundenschnell abgesetzten Twitter-Meldung möglich, räumliche, kulturelle und zeitliche Kontexte aufzusprengen und zu verschieben, für den Moment Gesprochenes zu fixieren und eine neue Zeitstufe zu kreieren – eine ewige, seltsam eingefroren wirkende Gegenwart permanenter Präsenz.

Und mit einem Mal erscheinen der Folterer aus Abu Ghuraib und der Spaßvogel von den Piraten in einem anderen Licht. Die Technologien des Web 2.0 erlauben es schließlich, den Akt der Enthüllung zu demokratisieren – mit vier fundamentalen Konsequenzen, die in ihrem Zusammenspiel bislang unbekannte, nicht mehr eingrenzbar Erregungszonen in der Sphäre der Öffentlichkeit entstehen lassen.

Es tauchen, erstens, neue Enthüller auf. Mal sind es Einzelne, mal regiert der Mob, mal sind es kluge Blogger oder Freiheitsaktivisten des Arabischen Frühlings, mal Schwärme von wütenden Doktoranden, die die Dissertation eines betrügerischen Verteidigungsministers vor aller Augen auseinandernehmen.

Es gibt, zweitens, neue Opfer – eben weil auch ganz und gar Ohnmächtige und komplett Unschuldige und vor allem bislang vollständig Unbekannte zum Objekt kollektiver Empörung und unerwünschter Aufmerksamkeitsexzesse werden können.

Es werden, drittens, neue Themen wichtig, denn das klassische Spektrum der Inhalte wird, vorsichtig formuliert, erweitert, weil das massenmediale Diktat der Relevanz von dem universalen Diktat der Interessantheit abgelöst wird. Bedeutsame Information und private Narration, echte Missstände und abstruse Behauptungen, das Merkwürdige und

das Ekelhafte, die entscheidende Enthüllung und die hingerotzte Banalität sind gleichermaßen vorhanden.

Und es zeigen sich, viertens, neue Formen der Ungewissheit. Man weiß nie, was andere über einen wissen, wie sie zu diesem Wissen gelangt sind, welchen digitalen Spuren sie folgen, welche Fotos sie durch Zufall bekommen haben – und was sie mit ihnen anfangen, wie sie diese verändern, kombinieren, streuen. Im Extremfall entstehen so äußerst intime Bilder des eigenen Selbst – ohne dass man auch nur eine Ahnung davon hat.

In dieser Situation, in der das Skandalrisiko allgegenwärtig wird, lässt sich der Imperativ des digitalen Zeitalters nur noch resignativ formulieren: "Handle stets so", so könnte er lauten, "dass dir die öffentlichen Effekte deines Handelns langfristig vertretbar erscheinen. Aber rechne damit, dass dies nichts nützt." Allerdings führt auch ein solches Eingeständnis nicht weiter, deutet es doch eigentlich nur die Tatsache der Möglichkeitsblindheit zu einer Gewissheit höherer Ordnung um und beschwört die vollendete Hilflosigkeit als letzten Halt.

Sinnvoller, hilfreicher, wenn auch unendlich viel schwieriger wäre es, die Perspektive grundsätzlich zu drehen – und auf die riesenhafte Zahl all derjenigen zu blicken, die senden, schreiben, publizieren, Daten verbreiten, Dokumente verlinken, die spotten, wüten, hassen. Die Publizisten der neuen Zeit, also wir alle, müssen nicht nur, wie Buchautor Viktor Mayer-Schönberger meint, die "Tugend des Vergessens" trainieren, sondern Schritt für Schritt ein journalistisches Bewusstsein entwickeln, die Mentalität eines moralisch sensiblen, an Nuancen und Kontexten interessierten und hier selbstverständlich offensiv idealisierten Gatekeepers, der Wichtiges und Unwichtiges voneinander unterscheiden lernt, gleichsam von Kindesbeinen an.

Jeder Mensch ist heute ein Sender, zumindest potentiell. Und Zensur, das ist die gute und die schlechte Nachricht, funktioniert nicht mehr. Oft sind es gerade die Versuche der Informationskontrolle, die den Kontrollverlust provozieren. Wer damit droht, einmal veröffentlichte Daten wieder aus dem Netz zu bannen, der macht sie in der Regel erst so richtig bekannt, sorgt für jede Menge Aufregung und eine Fülle von blitzschnell angefertigten, begeistert verbreiteten Kopien. Es bleibt also nur die Arbeit

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

am Bewusstsein des Einzelnen, der sich im digitalen Zeitalter in die entscheidende Instanz und einen Gatekeeper eigenen Rechts verwandelt. Dieser Einzelne muss so handeln, als wäre er ein wirklich guter Journalist, den Idealen der Verantwortung und der Aufklärung verpflichtet.

Es mag utopisch klingen, aber ähnlich wie das demokratische Prinzip müssen journalistisches Bewusstsein und eine Mentalität des empathischen Abwägens heute zu einem universellen Wert und zur Lebensmaxime des digitalen Zeitalters werden.

Sonst entsteht eine Gesellschaft, deren Mitglieder sich aus Angst vor dem Kontrollverlust und dem grausamen Ad-hoc-Spektakel permanent selbst kontrollieren, sich allenfalls noch flüsternd verständigen und möglichst keimfrei austauschen. Ganz so, als würde man sie ausspionieren und als würde jeder, der ihnen zuhört, eigentlich nur ihre baldige Hinrichtung planen. Es wäre eine Gesellschaft, die an der eigenen Transparenz erstickt.

Meine Jahre mit Kracht

Hat der SPIEGEL Rufmord begangen am Schriftsteller Christian Kracht? Ihn denunziert?

Georg Diez, Spiegel, 27.02.2012

Was ist da genau passiert? Ein Schriftsteller hat einen Roman geschrieben. Ein Kritiker hat diesen Roman gelesen und etwas über diesen Roman und das weitere Werk des Schriftstellers geschrieben. Dafür ist er angegriffen worden. Der Verleger sprach von Denunziation, Journalisten von Rufmord, ein paar Schriftsteller sahen die Freiheit der Kunst in Gefahr, und die Nobelpreisträgerin Elfriede Jelinek stellte fest: „Einer von uns ist verrückt, entweder Herr Diez oder ich.“

Vor zwei Wochen erschien mein Text über Christian Kracht, mit dem ich Kracht weder denunzieren noch ausgrenzen wollte. Ich wollte ganz einfach meinem Unbehagen auf den Grund gehen.

Ich habe Christian Krachts Texte seit 1995, als sein Roman „Faserland“ erschien, mit Sympathie und Spannung gelesen, ich habe ihn ein paarmal getroffen, wir haben gemeinsame Freunde, unsere Bücher sind im selben Verlag erschienen, ich habe seine vorherigen Romane positiv besprochen, „1979“ aus dem Jahr 2001 und „Ich werde hier sein im Sonnen- schein und im Schatten“ aus dem Jahr 2008, obwohl ich damals schon ein Unbehagen verspürte, das ich aber nicht benennen konnte.

Das Unbehagen, dem ich in meinem Text auf den Grund gehen wollte, war auch ein Unbehagen an mir und an dem, was ich bislang in diesem Werk gesehen oder übersehen hatte.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ich hatte also eine Vorgeschichte, als ich den Roman „Imperium“ las. Und ich las, parallel dazu, den E-Mail-Wechsel „Five Years“ zwischen Christian Kracht und David Woodard, der vergangenes Jahr im Wehrhahn Verlag erschienen ist. Ich las den Roman unter dem Eindruck dieser E-Mails, und ich verstand auf einmal, woher mein Unbehagen kam. Ich entschied mich deshalb, einen Text zu schreiben, der keine Rezension des Romans sein sollte, sondern den Schriftsteller Kracht in seinem Kontext beschreibt. Es ging nicht nur um ein Buch, es ging um die Gedankenwelt eines Autors.

Das Vorgehen war erst einmal journalistisch. Ich habe recherchiert und zusammengefügt. Ich habe nachgeschaut, wer die Personen sind, über die sich Kracht und Woodard austauschen, der nord- koreanische Diktator Kim Jong Il etwa oder der KZ-Arzt Josef Mengele, der in diesem E-Mail-Wechsel schon mal „Joe“ genannt wird. Aber auch abseitigere Figuren wie der norwegische Rechtsradikale Tord Morsund oder der russische Nationalist Alexander Prochanow, den Kracht einen „großartigen Freund“ nennt. Ich habe versucht, den Ton dieser E-Mails zu verstehen, der intim ist und gut gelaunt, getragen vom Verständnis, dass man das Gleiche will.

Und ich habe Verbindungen gesehen zwischen Krachts Faszination für die gescheiterte Arier-Exklave Nueva Germania im Dschungel Paraguays und dem Sujet seines Romans „Imperium“. Dort erzählt Kracht die Geschichte des Zivilisationsflüchtlings August Engelhardt, der Anfang des 20. Jahrhunderts eine deutsche Heils- und Erlösungssekte in der Südsee gründet und im Wahnsinn und Antisemitismus endet.

Genau das aber dürfe man nicht tun, Verbindungen herstellen zwischen Kunst und Leben, zwischen Autor und Erzähler, hieß es dann in vielen Erwidern und in den Kritiken, in denen der Roman dezidiert außerhalb dieses Kontextes rezensiert

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

wurde: Hier würden „die Grenzen der Literaturkritik“ gesprengt, so formulierte es der Verlag Kiepenheuer & Witsch in einer Presseerklärung. Man dürfe den Autor nicht mit dem Erzähler gleichsetzen. Aber bedeutet das, dass man den Erzähler ohne den Autor verstehen muss? „Das ist zwar korrektes Literaturseminar-wissen“, stellte vergangene Woche Iris Radisch in der „Zeit“ fest, „aber dennoch Unsinn.“

Journalismus, soll das heißen, ist etwas anderes als Germanistik. In der „Frankfurter Allgemeinen“ schrieb die Literaturchefin, die den Roman vorher gelobt hatte, in einem Kommentar von „entlegenen Zitaten“, als ob nicht jeder dieses E-Mail-Buch bestellen könnte. Und die „Süddeutsche Zeitung“ verschwieg in ihrer Kritik, dass es sich um ein veröffentlichtes Buch handelte. Ich hatte den Eindruck, dass man mit einem formalen Argument vermeiden wollte, sich auf die inhaltliche Auseinandersetzung einzulassen.

Und das ist ja der eigentlich interessante Punkt bei der Diskussion, die vor allem um meine sehr zugespitzte Formulierung von Kracht als „Türsteher der rechten Gedanken“ kreist. Das Bild ist schief, sollte aber Christian Kracht nicht verletzen. Mir ging es um etwas anderes: Was ist heute rechts? Wie zeigt sich rechtes Denken und an welchen Orten? Überraschend für mich war, dass „rechts“ im Jahr 2012 immer noch so ein Schreckenswort ist – und ein Verlag den Eindruck hat, wenn einer seiner Autoren so bezeichnet wird, werde er denunziert.

Warum ist das immer noch so, fast 20 Jahre nachdem Botho Strauß in seinem SPIEGEL-Essay „Anschwellender Bocksgesang“ für sich das Recht einforderte, ein rechter Schriftsteller zu sein, mehr noch: „Rechts zu sein, nicht aus billiger Überzeugung, aus gemeinen Absichten, sondern von ganzem Wesen“? Der Aufschrei war groß, aber es schien, dass die Diskussion den Blick darauf geweitet hatte, dass es, natürlich, rechtes Denken in Deutschland gibt – das sich wieder- um von rechtsradikalem Denken unterscheidet.

Rechtes Denken hat in Deutschland eine Tradition, die sich mit Namen wie Ernst Jünger, Carl Schmitt, Martin Heidegger oder Gottfried Benn verbindet. Im Nachkriegsdeutschland war es weitgehend tabuisiert, verschwunden war es nie. Nach der Wiedervereinigung hatte rechtes Denken eine neue Form und Gestalt, im Jahr 2005 etwa wurde es beim Schriftsteller Uwe Tellkamp und dessen Roman „Der Eisvogel“ gefunden, was eine Debatte auslöste, auch das Wort „demokratiefeindlich“ fiel – aber niemand kam damals auf die Idee, dass das Urteil „rechts“ ausreicht, jemanden aus dem „Kosmos der deutschsprachigen Literatur“ auszugrenzen, wie das der Verlag Kiepenheuer & Witsch 2012 befürchtet.

Was hat sich geändert? Schriftsteller wie Botho Strauß hatten schon immer einen Hang zum Erhabenen – vielleicht auch als Reaktion darauf, dass sich das Land, die alte BRD, gern kleiner machte, als sie tatsächlich war, weniger gefährlich, weniger mächtig. Dieses Abtauchen ist nicht mehr möglich, die Jahre 2008 bis 2012, zwischen Wirtschafts- und Finanzkrise und Euro-Debakel haben das Gefahrenbewusstsein und das Krisengefühl wachsen lassen. Deutschlands Macht und Größe sind real. Es gibt echte Risse im Gebäude des Westens. Man kann, wie Alexander Kluge, darüber nachdenken, ob das gerade eine neue Vorkriegszeit ist. 2012 wäre dann 1912. Wir leben in einer nervösen Demokratie.

Und, vielleicht gehört das sogar zusammen, wir leben auch in Zeiten neu erwachender Demokratie – von Nordafrika über Occupy Wall Street bis zu der Graswurzel-Opposition gegen Wladimir Putin. Wir leben in einer Zeit, die sich aus der Postmoderne entfernt. Wir können versuchen, auszubrechen aus der „Hölle der Ironie“ des Christian Kracht, so hat Antonia Baum das in der „Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung“ genannt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Diese Jahre zwischen 2008 und 2012, zwischen Krachts vorherigem Roman „Ich werde hier sein im Sonnenschein und im Schatten“ und „Imperium“, haben meinen Blick verändert. Für mich stellt sich Krachts Werk heute anders dar. Ich jedenfalls kann „Imperium“ nicht mehr mit der Brille der Ironie lesen. Was also ist rechts, heute? „Rechts“ ist ein schwieriges Wort, weil es einerseits nichts bedeutet – maximale Sinnentleerung; und weil es andererseits alles bedeutet – maximale Schadenswirkung.

Die aufgeregte Reaktion auf meinen Türsteher-Vergleich weist auf die Angst hin, dass man eventuell etwas gegen den Roman „Imperium“ tun müsste oder ihn erst gar nicht veröffentlichen dürfte, wenn der Vorwurf stimmen sollte – was ich gar nicht meine: Natürlich soll der Verlag so ein Buch veröffentlichen, natürlich sollen die Leser den Roman lesen. Sie können ihn sicher auch als „lässigen Abenteuerroman“ („Frankfurter Allgemeine“) lesen, als Satire auf deutsche Großmachtphantasien, als Vexierbild, als Kakophonie verschiedener von einem kunstfertigen Schriftsteller eingesetzter Stimmen, ein orchestrierter Kommentar zu den nahenden Katastrophen des 20. Jahrhunderts. Es gibt so viele Lesarten eines Buchs, wie es Leser gibt.

Was heute rechts ist, hat Thomas Assheuer vergangene Woche, ebenfalls in der „Zeit“, noch einmal am Beispiel von „Imperium“ beschrieben: antimodern, antiamerikanisch, zivilisationsfeindlich, freiheitsfeindlich, totalitär, antiindividualistisch, nihilistisch.

„Es gibt viele Möglichkeiten, der modernen Gesellschaft den Spiegel vorzuhalten“, schreibt Assheuer, „aber Kracht hat die schärfste Variante gewählt, nämlich den gnostischen Dualismus. In diesem Denken ist die Moderne eine Hölle, die von finsternen Mächten beherrscht wird, und nur eine Handvoll Wissender“, so beschreibt er das Geheimbündlerische um Kracht herum, „tragen noch den Funken der Wahrheit in sich.“

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Natürlich ist Christian Kracht kein Nazi, kein Rechtsradikaler, kein Faschist. Christian Kracht ist nicht einmal ein politischer Autor. Das muss er auch nicht sein, um dennoch eine politische Wirkung zu haben, politisch lesbar zu sein. Man kann sogar sagen, dass ein Schriftsteller letztlich nicht dafür verantwortlich gemacht werden kann, was die Welt aus seinem Werk macht – es lohnt sich aber doch zu beschreiben, wer sich diese Bücher zu eigen macht und wie sie wirken.

Krachts Nordkorea-Buch zum Beispiel ist in Amerika in einem Verlag namens Feral House erschienen, der Verschwörungsliteratur veröffentlicht, Bücher über Serienmörder und Satanismus oder die Pamphlete des Unabombers Ted Kaczynski. Und das Cover der russischen Ausgabe von „1979“ sieht aus, als hätte Leni Riefenstahl es selbst gestaltet: ein blonder, blauäugiger Junge, mit leichter Untersicht porträtiert, im Hintergrund stiefeln Islamkrieger über die amerikanische Fahne. All das, die Ikonografie, die Selbststilisierung, die E-Mails, die Romane, so geht das Argument derjenigen, die Kracht verteidigen, all das lasse keine Rückschlüsse auf die wahre Person Christian Kracht zu, wie die Herausgeber von „Five Years“ im Vorwort schreiben.

Alles nur ein Spiel? Was ist aber, wenn man diesem Argument nicht folgen will? Wenn dieses Argument einen einfach nicht überzeugt? Eine Parodie auf was? Ein Spiel wozu? Was wäre das für ein Spiel? Was wäre der Zweck? Und was ist, wenn man denkt, dass dieses Spiel nicht funktioniert? Soll man dann schweigen, weil es zu den Spielregeln gehört, dass alle dieses Spiel mitspielen müssen? Was ist, wenn man dieses Spiel bescheuert findet?

Vielleicht ist es lustig, wenn Kracht im E-Mail-Wechsel schreibt, er habe „fast sieben Jahren lang“ die Website www.vril.de betrieben: Vril ist ein Wort aus Edward Bulwer-Lyttons wohl satirischem Roman „Das kommende Geschlecht“ von 1871. Vril bezeichnete eine geheimnisvolle Kraft und wandelte sich im Laufe des 20. Jahrhunderts zum Schlüsselbegriff eines angeblich existierenden rechten

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Geheimbundes, der sich mit Nazi-Ufos beschäftigt und die Nähe zur NS-Führungsrige gepflegt haben soll.

Vielleicht ist es lustig, wenn Kracht Sheela Birnstiel, die „in einem ersten Akt von biologischem Terrorismus“ mehr als 700 Menschen mit Salmonellen infiziert haben soll, als sie noch Ma Anand Sheela hieß und eine Bhagwan-Jüngerin war, eine „stilvolle & düstere Frau“ nennt. Vielleicht ist es lustig, wenn man mit dem ganzen Nueva-Germania-Spaß Spinner anlockt, die sich für Wagner, Nietzsche, den völkischen Esoteriker Guido von List und das „white race movement“ interessieren.

Vielleicht ist das wirklich Kunst. Vielleicht ist es wirklich lustig. Vielleicht bin ich wirklich verrückt, wie Elfriede Jelinek vermutet. Aber ich sehe hier Irrationalismus, Angstbesessenheit, Todesgier, schlechten Humor – ich sehe hier ein Spiel, das gern ein gefährliches Spiel wäre, weil es mit Gedanken operiert, die angeblich verboten sind.

Sie sind aber nicht verboten. In der Literatur ist nichts verboten. Das muss man vielleicht den 17 Schriftstellerinnen und Schriftstellern noch mal sagen, die mit ihrem offenen Brief an den SPIEGEL-Chefredakteur Georg Mascolo gezeigt haben, dass sie ihrerseits viel halten von der Freiheit der Kunst, aber möglicherweise nicht ganz so viel von der Freiheit der Kunst-Kritik. Es ist auch nicht rechtsradikal, dieses Spiel von Kracht.

Es ist nur rechts. Entweder ist es ein rechtes Spiel oder es ist rechter Ernst. In beiden Fällen kann man es so nennen, rechts. Und man kann es sich anschauen. Man kann lernen, wie es funktioniert, was es gern mag, das rechte Denken, und was es nicht mag. Es ist nur ein kleiner Ausschnitt des rechten Denkens, und man kann es harmlos, nichtig oder langweilig finden, dadaistisch oder übergeschnappt, oder hinter allem schlechtgewordene Pilze aus dem Dschungel Paraguays vermuten. Man kann

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

mir folgen, wenn ich die Verbindung von den frühen Romanen, den Büchern über Nordkorea und „Metan“ bis zu dem E-Mail-Wechsel „Five Years“ mache. Man kann es sein lassen.

Das alles bewegt sich innerhalb des demokratischen Diskurses, und selbst wenn ich in meinem ersten Text falsch zu verstehen war: Christian Kracht gehört selbstverständlich dazu.

Die halbe Kanzlerin

Angela Merkel wirkt oft wie ein Regierungsautomat, kühl und unnahbar. Dabei hat sie ein munteres Gemüt, das sie aber öffentlich nur selten zeigt. Auch deshalb erscheint die deutsche Demokratie so ausgedorrt. Und der Europapolitik fehlt die emotionale Grundlage.

Dirk Kurbjuweit, Spiegel, 28.11.2012

Wenn Angela Merkel morgens aufsteht, beginnt sie nicht gleich damit, den Euro zu retten, sie führt sich nicht auf wie eine Frau, die Europa dominiert, Deutschland dominiert, die Union dominiert, sie führt sich nicht auf wie eine Frau, die angeblich Helmut Kohl weggebissen hat, Wolfgang Schäuble weggebissen hat, Friedrich Merz weggebissen hat. Wenn Angela Merkel morgens aufsteht, macht sie ihrem Mann das Frühstück. Sie will, dass Joachim Sauer etwas Ordentliches im Bauch hat, bevor er das Haus verlässt.

Sie hat das selbst erzählt. Das war auf einem Flug von Nigeria nach Berlin im Juli dieses Jahres. Bei einem Mittagessen hat sie den nigerianischen Präsidenten Goodluck Jonathan gefragt, ob er zu Hause koche. Jonathan musste lachen. Er, der Präsident, ein Mann und kochen? Sie koche gern, hat ihm Merkel gesagt, und sie mache ihrem Mann das Frühstück. Jonathan stand auf und sagte in seiner Tischrede, die nigerianischen Frauen sollten sich ein Beispiel an der Bundeskanzlerin nehmen und ihren Männern auch jeden Morgen das Frühstück machen.

Merkel war amüsiert, als sie diese Geschichte im Flugzeug erzählte. Sie hatte etwas anderes gewollt. Sie hatte Jonathan als Menschen angesprochen, als ein Wesen, dem es möglich sein könnte, zu Hause zu kochen, so wie sie auch gern kocht und das Frühstück zubereitet. Jonathan machte daraus eine politische Botschaft: Ihr Frauen, seid dienstfertig gegenüber euren Männern.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Es ist tatsächlich nicht ganz leicht, sich vorzustellen, wie Angela Merkel morgens das Frühstück macht, Kaffee brüht und Marmelade auf den Tisch stellt, verschlafen noch, vielleicht mit ersten trüben Gedanken an den Euro. Sie ist die Bundeskanzlerin, sie trägt die Aura dieses Amtes mit sich, und darin verschwindet leicht der Mensch, der sich so verhält wie andere auch.

Merkel hat das Image eines Regierungsautomaten, sie gilt als kühl, als ewig gleichmütig, unnahbar. Ihre Einheitskleidung, Hose und ein zugeknöpftes Sakko, unterstreicht den Eindruck der Entrücktheit. Nach diesem Bild ist sie ein Mensch, der nicht das Frühstück macht.

Es ist die Rolle, die sie in der Öffentlichkeit spielt, das Bild, das sie abgibt. Aber es ist ein unvollständiges Bild. Ich habe Angela Merkel über viele Jahre begleitet, war auf ihren Reisen dabei, habe an fast allen Hintergrundgesprächen teilgenommen und sie oft auf ihren Terminen beobachtet. Sie war auch kühl, auch gleichmütig, nicht unnahbar, aber meistens distanziert. Ein Regierungsautomat ist sie jedoch nicht. Es gab immer wieder Momente, in denen sie anders war, in denen Merkel ein lebhaftes Gemüt zeigte. Im kleinen Kreis ist sie oft ganz anders als in der Öffentlichkeit.

Gemüt ist das Wort, um das es hier vor allem gehen soll. Was für ein Gemüt hat Angela Merkel, und welche Folgen hat das für ihre Politik, vor allem für ihren Kampf um den Euro?

Ein Gemüt setzt sich zusammen aus den Emotionen, die da sind, und denen, die nicht da sind. Emotionen bewegen sich im Spektrum von Liebe und Hass, das sind die Extreme.

In meinen Notizen findet sich einmal das Wort "geliebt". Da ging es um die Wehrpflicht, die habe sie geliebt, hat Angela Merkel gesagt. Es hat sie nicht daran gehindert, die Wehrpflicht ruck, zuck auszusetzen. Eine große Liebe war es wohl nicht. Hass kam nicht vor bei ihr, jedenfalls nicht hörbar, nicht sichtbar. Aber jenseits dieser Extreme kann man mit Merkel alles erleben. Zorn, maßlose Heiterkeit, Zuneigung, Missmut, Freude, Traurigkeit.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Tränen? Nie gesehen, außer Lachtränen. Frage an einen Vertrauten, der oft bei ihr ist: Gibt es Tränen der Traurigkeit oder der Wut bei der Bundeskanzlerin?

Antwort: "Es gibt das gesamte Spektrum emotionaler Ausdrucksweise."

Also auch Tränen?

"Das gesamte Spektrum."

Ist das relevant? Politik werde zu stark personalisiert, heißt ein Vorwurf gegen die Medien, auch gegen den SPIEGEL. Es müsse mehr um Sachthemen gehen. Natürlich muss es um Sachthemen gehen, aber es kommt zudem sehr auf das regierende Gemüt an, auf den Menschen. Es macht einen riesigen Unterschied, ob Angela Merkel oder Peer Steinbrück regiert, und zwar nicht wegen der Programme, Ideologien oder Visionen, die spielen keine so große Rolle mehr - sondern wegen der Gemüter. Der Mensch in der Spitzenpolitik ist in all seinen Empfindungen politisch relevant, weil die Spitzenpolitik den ganzen Menschen fordert.

Paradoxerweise ist es umso schwieriger, über eine Bundeskanzlerin zu schreiben, je mehr man von ihr mitbekommt. Man sammelt ein Wissen an, das man nicht verwenden darf. Ich habe Dutzende Hintergrundgespräche erlebt, aber alle waren "unter drei". Das heißt, es darf nichts davon berichtet werden. Das Absurde daran ist, dass man nicht für sich zu diesen Hintergrundgesprächen geht, sondern für seine Leser. Aber die sollen nichts erfahren dürfen.

Als Angela Merkel in der Mongolei war, empfing sie der Präsident in der Staatsjurte, einem Zelt, das in Ulan Bator im Regierungspalast steht. Merkel wurde dort Stutenmilch angeboten, weil das in der Mongolei so üblich ist. Auf dem Rückflug nach Berlin fragte ein Journalist Regierungssprecher Steffen Seibert, ob die Bundeskanzlerin von der Stutenmilch gekostet habe. Seibert gab Auskunft, rief dann aber, das sei "unter drei". Die Stutenmilch war damit Staatsgeheimnis. So absurd ist das.

Fast alle Teilnehmer von Merkels Hintergrundrunde - das sind vor allem die Berliner Büroleiter der großen Medien - spielen mit diesem System. Sie deuten an, zitieren ohne Quellenangabe oder auch einmal vorsichtig mit, es gibt da eine Grauzone.

Dies ist ein Grauzonenbericht, es geht tief hinein, ohne dass Staatsgeheimnisse ausgeplaudert werden, jedenfalls keine bedeutenden.

Mensch Merkel

Merkel lacht. Sie steht im Regierungsflugzeug und lacht haltlos. Sie kann nicht mehr sprechen, ihre Augen glänzen, ihr Körper bebt. Sie will weiterreden, aber ihre Worte verenden in einem Prusten, sie lacht weiter. Tränen. Glucksen.

Sie kommt aus Litauen und hat gerade erzählt, dass die Litauer besorgt sind wegen eines Atomkraftwerks, das die Weißrussen an der Grenze bauen. Eines Tages hat sich der litauische Ministerpräsident offenkundig entschlossen, mit seiner Familie zu dieser Baustelle zu radeln, um sich mal einen Eindruck zu machen, getarnt als Touristen. Merkel ist an dieser Stelle schon ziemlich amüsiert. Aber dann war es noch so, dass der radelnde Ministerpräsident von der weißrussischen Polizei aufgegriffen wurde. Merkel beginnt zu lachen und verliert sich in diesem Lachen.

Sie kann ausgelassen sein. Sie ist ein eher fröhlicher Mensch, einer ihrer Hauptzustände ist der des Amüsiertseins. Sie findet vieles lustig an ihrem Kanzlerinnenleben, vor allem das, was ringsum so schiefgeht. Merkel ist nicht unbedingt ein Fan des Gelingens, wenn es um andere Leute geht.

In der Lachszenen zeigt sich auch Statusbewusstsein. Man kann das nur so ungeheuer lustig finden, wenn man es für undenkbar hält, dass ein Regierungschef zur AKW-Baustelle eines Nachbarlandes radelt. Merkels Lachen ist also eine ähnliche Reaktion wie die von Goodluck Jonathan auf ihren Frühstücksservice für Joachim Sauer. Es zeigt sich jeweils die Verwunderung, dass andere Amtsträger ihre Amtswürde etwas lax definieren. Jeder hat ein eigenes Verständnis davon, wie weit er Mensch bleiben kann. Eine Grenze sieht aber jeder am Ende. Bei Merkel ist sie nur ein kurzes Stück in Richtung Staatsfrau verschoben.

Auf der dunklen Seite gibt es keine entsprechende Ausgelassenheit bei Merkel. Ich habe sie nie im Zorn brüllen gehört, und ihre Mitarbeiter sagen auch, dass sie das

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

nicht tue. Ihre Art, Zorn zu zeigen, ist die Kälte. Bei einer Gesprächsrunde zu den Laufzeiten der deutschen Atomkraftwerke verhedderte sie sich einmal in den Zahlen und Fakten und bat einen Beamten um Hilfe. Der redete los, machte es aber nicht besser.

"Das ist eine sehr beachtliche Bemerkung", sagte Merkel zu dem Beamten. In ihrem Gesicht zeigte sich ein mokantes Lächeln, und ihr Ton war von böser Ironie vergiftet. Der Beamte erglühte und verlor dann seine Gesichtsfarbe. Als Leiche saß er weiterhin mit am Tisch.

Nach dem Gespräch ging Merkel zu ihm und sagte: "Die Antwort war auf jeden Fall richtig, hat mir aber nicht weitergeholfen." Ihr Gesicht war freundlich, milde, der Ton versöhnlich. In den Beamten zog wieder Leben ein. Merkel ist eine Herrscherin, die ihre Grausamkeiten nicht auf die Spitze treiben will.

Sie kann furchterregende Gesichter machen, und seltsamerweise passiert das oft, wenn sie Fragen hört. Man fragt also, wie das beim Präsidenten von Amerika oder Angola war oder wie es weitergeht mit der Koalition, und schaut dabei in eine Miene, die eine Bedrohung ist. Die Augen sind zusammengekniffen, das Kinn rückt vor, die Lippen sind schmal und bleich, weil Merkel sie fest aneinanderpresst.

Dann kommt eine freundliche Antwort, auch nach aggressiven Fragen. Das ist ein Rätsel ihrer Mimik, die manchmal verrutscht wirkt, als wären ihr Gemütszustand und ihr Gesicht nicht ordentlich aufeinander abgestimmt. Sie guckt grimmig, ohne grimmig zu sein, und sie weiß das. "Das ist halt meine Art", hat sie dazu gesagt.

Mit ihrer Sprache ist es ähnlich. Ihr verrutschen oft die Sätze, die eine Emotion ausdrücken sollen. Sie hat gesagt, dass sie sich über den Tod von Osama Bin Laden freue, und das war so kalt, dass sie, die Christin, es kaum so empfunden haben dürfte. Zum Abgang von Horst Köhler ist ihr das Kuriosum eingefallen, sie würde den aufs "Allerhärteste" bedauern. Merkel hat keine Sicherheit darin, Gefühle auszudrücken.

Sie hat nie Überraschung gezeigt, hat mit allem immer schon gerechnet und findet nichts dramatisch. Sie erzählt sich und ihren Zuhörern die Welt so, dass sie nicht heftig darauf reagieren muss. In ihrer Sprache heißt ein Streit mit der CSU "kleine Ausbuchtungen". Da kann man ja nur gelassen bleiben.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Merkels Dauerauftrag an sich selbst ist die Reduktion, runterdimmen, kleinmachen, entdramatisieren. Das hat den Vorteil, dass die Lage immer beherrschbar scheint, in ihrer Nähe kann Hysterie nicht aufkommen. Aber es hat den Nachteil, dass ihre Politik stumpf wirkt.

Mindestens zwei Spitzenpolitiker der Union haben Angela Merkel in den letzten Monaten ermuntert, eine große, gern auch emotionale Rede zur Lage des Euro zu halten, übertragen vom Fernsehen und vom Radio. Sie wollte das nicht. Sie will auf keinen Fall in eine große Gefühlssituation kommen, als habe sie die Sorge, dazu nicht das Richtige auf die richtige Weise sagen zu können.

Ihren Wahlkampf 2009 führte sie mit Absicht extrem stumpf, damit sich niemand über sie ärgern musste, also nicht ihretwegen für eine andere Partei stimmte. Sie hielt die Emotionen klein und damit auch die Wahlbeteiligung. Darin sah sie einen Vorteil für die Union, und ihre Rechnung ging auf. Aber der Demokratie, die zur Legitimation eine hohe Wahlbeteiligung braucht, hat sie damit einen Bärendienst erwiesen.

Ich habe dreimal bei ihr etwas erlebt, das man einen emotionalen Ausbruch nennen könnte. Einmal ging es um Karl-Theodor zu Guttenberg. Das war im März dieses Jahres, kurz nach seinem Rücktritt als Verteidigungsminister. Er hatte bei seiner Doktorarbeit heftig getrickst. Merkel wurde darauf angesprochen, und normalerweise weint sie Scheidenden keine Träne nach, aber diesmal zeigte sie sich berührt, zeigte eine Mischung aus Wut und Traurigkeit. Wut, weil Guttenberg so geschmäht wurde, Traurigkeit, weil er ihr fehlen würde.

Sie hielt spontan eine kleine emotionale Rede, sie rühmte ihn für sein Talent, Menschen zu erreichen, für seine Gewandtheit auf dem Parkett, sein gutes Aussehen, sie zeigte Freude darüber, dass jemand in ihrer Nähe war, der ein Star ist, nicht ein politischer Star, sondern ein Popstar. Merkel war während dieses Vortrags so bewegt, dass sie die ganze Zeit ein Fadenende an ihrem Ärmelknopf drehte. Am Ende sagte sie, dass "offenkundig die hohe emotionale Kompetenz, Menschen zu erreichen, nicht kombinierbar ist mit bürokratischer Akribie". Ein Satz über Guttenberg, aber er ergibt auch Sinn als Satz über die Unvereinbarkeit von ihren und Guttenbergs Fähigkeiten.

An bürokratischer Akribie, an Detailbesessenheit lässt sie sich von keinem anderen Spitzenpolitiker übertreffen.

Sie hatte schon bei anderer Gelegenheit Guttenberg mit den Worten gerühmt, "ich finde das schön, ich kann nicht alles schaffen und abdecken". Er war eine Ergänzung ihrer selbst, war ihr Minister für Emotionen, für politisches Spektakel. Seltsam ist allerdings, dass sie eine emotionale Rede halten konnte auf einen Mann, der die emotionalen Defizite ihrer Politik ausbügeln sollte.

Die Pointe ihrer Kanzlerschaft ist, dass sie einmal eine schwerwiegende Entscheidung aufgrund von Emotionen getroffen hat. Das war der Atomausstieg nach der Katastrophe von Fukushima. Merkel hat erzählt, wie erschüttert sie von diesen Bildern war. Sie sah die rauchenden Meiler auch mit den Augen einer Physikerin, die allen weisgemacht hatte, das Restrisiko sei zu vernachlässigen. Sie musste etwas wiedergutmachen und verordnete ihrer Partei und Deutschland einen Hals-über-Kopf-Ausstieg.

Bundeskanzlerin als Beruf

Es gibt Kartoffelsuppe, wieder gibt es Kartoffelsuppe. Angela Merkel kocht gern selbst Kartoffelsuppe, aber sie lässt sie auch den Berliner Büroleitern zum Hintergrundgespräch auftischen. Kanzleramt, achter Stock, Speisesaal, Merkel beginnt mit einem kleinen Vortrag, dann folgt eine Fragerunde. Gibt es Kartoffelsuppe, nimmt Merkel einmal nach, "zwei Kellchen", sagt sie dann zum Kellner.

Am 9. September 2010 begann Merkel ihren Vortrag so: "Die Herbstsaison hat begonnen. Es wird ein Schlagabtausch stattfinden, auf den man sich freuen kann."

Am 20. Januar 2011 so: "Dies wird eines der spannendsten Jahre."

Am 29. August 2011 so: "Es verspricht ja ein interessanter Herbst zu werden."

Freude. Spannung. Interessantsein. Merkel spricht häufig so über ihre Arbeit. Sie ist gern Bundeskanzlerin, Bundeskanzlerin ist ihr Lieblingsberuf. Warum?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Eine Antwort könnte sein, dass sie ihre Positionen oder die Positionen der CDU durchsetzen will. Aber so redet sie nicht. Wenn man ihre Eröffnungssätze betrachtet, erkennt man eine Frau, die sich darauf freut, Aufgaben zu lösen. Je schwieriger diese Aufgaben sind, desto spannender und interessanter findet das Merkel, desto freudiger geht sie ans Werk.

In dieser Hinsicht ist sie mehr Wissenschaftlerin als Politikerin. Zur Politik gehört klassischerweise eine Idee, die man durchsetzen will. Je leichter das ist, desto besser, denn die Belohnung liegt darin, die Welt nach eigenen Vorstellungen zu gestalten.

Ein Wissenschaftler, streng verstanden, will keine Idee durchsetzen, sondern eine Aufgabe lösen. Die Belohnung fällt umso höher aus, je schwieriger die Aufgabe war. So sieht das Merkel. Sie ist Aufgabenlöserin, die Ideen sind nachrangig.

Deshalb fällt es ihr auch leicht, althergebrachte Positionen der CDU zur Familie, zur Kernkraft oder zur Westbindung aufzugeben. Merkel ist mehr Marxistin als Hegelianerin. Sie versucht nicht, die Verhältnisse den Ideen anzupassen, sondern richtet ihre Ideen nach den Verhältnissen. Man kann das auch Pragmatismus nennen oder einfach Wendigkeit.

Einen ihrer seltenen Ausbrüche hatte Merkel, als sie über die Strategie der Grünen nach der Berliner Landtagswahl sprach. Sie fand es unmöglich, dass die Partei darauf bestand, ein Autobahnstück nicht ausbauen zu lassen, womit sie für den Regierenden Bürgermeister Klaus Wowereit als Koalitionspartner ausfiel. Sie könne sich darüber richtig erzürnen, brach es aus Merkel heraus. Ihre Stimme wurde lauter, die Worte strömten schneller, sie war unter Dampf, als sie erzählte, welche Deals die Grünen untereinander und mit der SPD hätten machen müssen, um in der Berliner Regierung zu landen.

Es war ein Moment, der die Kanzlerin kompetent zeigte. Sie weiß, wie so etwas geht. Das ist das Politische an ihr: das Streben nach Machtanteilen. Aber es war auch ein trauriger Moment. Ich habe nicht einmal erlebt, wie sie sich in einer Sachfrage ähnlich erregt hat. Es ist keine originelle Erkenntnis, aber eine andere ist nicht möglich: Merkels Leidenschaft gehört dem Machtspiel.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Eine notorisch unüberraschte Aufgabenlöserin mit hohem Machtwillen ist eine unangenehme Gegnerin. Man kann sie kaum zermürben, weil jede neue Schwierigkeit als neue Aufgabe willkommen geheißen wird. Man kann sie kaum zur Verliererin machen, weil mit jedem Kompromiss ihre Aufgabe gelöst ist, sei er noch so faul, wie die Gesundheitsreform oder die Laufzeitverlängerung für Atomkraftwerke.

Merkel arbeitet mit der stahlharten Kraft des Spießes. Sie hat Spaß, wenn sie Akten studiert, sie hat Spaß, wenn sie in ewigen Sitzungen sitzt. Sie genießt noch immer die exotischen Seiten, die ihr die Reisen bieten, zum Beispiel die Staatsjurte in Ulan Bator mit dem Angebot, Stutenmilch zu trinken, oder ein Mittagessen in Nairobi, das eine Mischung war aus Staatsbankett und Disco, rote Tücher in einem Hotelsaal, Lichterketten, grün, weiß, rot, und eine Band, die etwas orgellastig, aber ungemein fröhlich aufspielte. Merkel nippte an ihrem Weißwein und freute sich.

Allerdings gibt es da auch noch die Journalisten, die ständig an ihren Rockschoßen hängen und die sie vielleicht so betrachtet, wie es Peter Handke in seinem Stück "Untertagblues" beschrieben hat: "Und schon wieder ihr. Und schon wieder muss ich mit euch zusammen sein. Halleluja. Miserere. Ebbe ohne Flut. Ihr verdammten Unvermeidlichen." Sie sitzen bei Hintergrundgesprächen in ihrem Speisesaal, in ihrem Kabinetssaal und in der Lounge ihres Flugzeugs.

Die sieht ungefähr so aus, als hätte sie ein orientalischer Waffenhändler einrichten lassen, glänzend lackiertes Edelholz, dicke Polstermöbel, lila Licht, metallgerahmte Bildschirme, die anzeigen, wo die Maschine gerade ist.

Merkel kommt und bietet den Kontrast dazu. In ihren Händen hält sie einen dampfenden Pappbecher mit der Aufschrift: "Schöner wach werden in einem Hotel von HRS". Sie quetscht sich zwischen zwei Journalisten, die Lounge ist zu klein, und sagt: "Also, wir fliegen nach New York, wie bekannt ist." - "So, Mongolei ist das Thema." - "So, also guten Tag und herzlich willkommen auf der Afrika-Reise." - "Ja, wir fliegen bekanntermaßen nach Singapur." - "Also, es geht jetzt nach Indien." - "Ja, wir reisen nach Malta und Zypern."

Wer noch nicht mitbekommen hat, wohin die Reise geht, wird von Merkel nicht im Stich gelassen. Sie ist freundlich zu den Journalisten, auch wenn die böse Sachen

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

geschrieben haben, sie ist da ziemlich souverän. Ihr Ton ist distanziert, es gibt keine Nähe, und das ist richtig so. Eine Ausnahme ist Kai Diekmann, der Chefredakteur von "Bild". Wer die Bundeskanzlerin einmal aufgescheucht erleben will, muss sie mit Diekmann erleben. Sie ist dann ganz Ohr und liebenswürdige Betriebsamkeit. "Bild" ist das Massenmedium, auf das sie setzt und vor dem sie Angst hat.

Im Verhältnis zu den anderen Journalisten spürt man eine seltsame Fremdheit, eine Verkrampfung, die sich über die Jahre nicht gelöst hat, obwohl Merkel einmal versuchen wollte, die zu überwinden.

Malta, im Januar. Merkel hat politische Gespräche geführt, hat eine Kirche besichtigt, ein Staatsbankett freudig abgessen und bittet nun, zum Ende eines langen Tages, die Journalisten ihrer Reisegruppe zu einem Hintergrundgespräch. Ihre Mitarbeiter haben Sofas und Stühle so aufgestellt, dass die Journalisten der Kanzlerin gegenüber sitzen.

Sie kommt und ist enttäuscht. Sie habe sich gewünscht, sagt sie, "dass wir mal ungezwungen zusammensitzen". Aber sie hatte an die Bar gedacht, keine Konfrontation, ein Miteinander. Sie versucht es trotzdem: "Was bewegt Sie so?", fragt die Bundeskanzlerin. Rotwein, Knabbereien.

Niemand ist dieser Situation gewachsen. Die, die sonst antwortet, fragt. Und die, die sonst nie privat redet, fragt privat. Aus der geplanten Ungezwungenheit wird etwas Gezwungenes. Niemand kommt heraus aus seiner Rolle, es folgt ein verdruckster Austausch, schließlich ist man bei Guido Westerwelle. Wie ihr Verhältnis zu ihm ist? Merkel hat einen Schluckauf.

Nach einer knappen Stunde steht sie abrupt auf und sagt: "Okay, see you, morgen ist frühe Abreise." Sie geht davon, vorbei an der leeren Bar, sie hat einen spitzen Schritt, eine Art Stehschritt, sie erblickt einen Mitarbeiter und klappt einen Unterarm hoch zur Begrüßung. Manchmal sieht Merkel aus, als spiele sie einen Roboter.

Das unterschwellige Thema dieses Abends auf Malta war Einsamkeit. Zum Beruf des Bundeskanzlers gehört, das fast jede Beziehung komplett über diese Rolle

definiert wird, weil sie so herausragend ist. Man kann nicht mal eben einer Bundeskanzlerin sagen, was einen bewegt.

Diese Gezwungenheit gilt auch für Nichtjournalisten. Wenn Merkel Schuhe kauft, kauft die Bundeskanzlerin Schuhe, damit geht jede Normalität verloren. Die Verkäuferinnen erstarren vor diesen zierlichen Füßen der Macht. Merkel hat erzählt, dass sie deshalb nur ungern Schuhe kaufen geht.

Ihre spontanen Begegnungen mit Bürgern wirken fast immer gehemmt. Als sie im Oktober in Hanoi den Literaturtempel besuchte, sprachen sie mehrere Deutsche an. Die Touristen sagten: "Wir kommen aus Düsseldorf." - "Wir sind aus Thüringen." "Ah, aus Düsseldorf", sagte Merkel. - "Ah, aus dem schönen Thüringen." Die Leute wollen fast immer ein Foto mit Merkel, und Merkel stellt sich zwischen sie und versucht sich an einem Lächeln, das mehr ist als nur schmal. Oft wirkt es befangen.

Ich habe nie erlebt, dass einem Bürger etwas Originelles eingefallen wäre oder einer rechtes Interesse an Merkel gezeigt hätte. Die Bürger sind nur gierig auf das Foto. Bundeskanzlerin ist kein Beruf, der günstig ist für bedeutende menschliche Kontakte.

Die Reise, die auf Malta folgte, führte Merkel nach Asien. In Singapur hat sie eine kleine Party für ihre Reisegruppe organisieren lassen, ein ungezwungenes Beisammensein. Eine schwüle Nacht auf der Dachterrasse des Hotels Fullerton in Singapur, die Lichter einer reichen Stadt, drüben liegt ein gigantisches Schiff quer auf drei Hochhäusern. Es ist nicht wirklich ein Schiff, es sieht nur so aus. So baut man hier eine Spielbank.

Merkel lässt auf sich warten, man schwitzt, trinkt, isst Fingerfood. Peter Löscher, Chef von Siemens und Mitglied der Wirtschaftsdelegation, geht bald. Unten an der Treppe begegnet er Merkel. Sie beschwört ihn inständig, mit ihr wieder da hochzugehen, als wolle sie auf keinen Fall allein sein mit diesen sperrigen Journalisten.

Ein deutsches Europa

Am 2. Oktober 2008 flog die Bundeskanzlerin nach St. Petersburg, um sich mit dem russischen Präsidenten Dmitrij Medwedew auszutauschen. Auf dieser Reise fielen Sätze, die damals schon aufhorchen ließen, deren immense Bedeutung sich aber erst in den vergangenen Monaten erschloss.

Die Finanzkrise hatte gerade begonnen, Irland war schon in Not, auch die deutsche Hypo Real Estate begann zu kippen. Damals wurde diskutiert, ob jedes Land seine Bankenkrise selbst bewältigen muss oder ob alle füreinander eintreten. Merkel machte im Flugzeug deutlich, dass es kein deutsches Geld für Irland geben würde.

Damals zeigte sich eine Haltung, die Merkels Politik in den vergangenen drei Jahren geprägt hat. Kein anderer Bundeskanzler hat das, was er für nationales Interesse hält, so sehr zur Richtschnur für sein Handeln gemacht wie Merkel. Auch diese Haltung kommt aus ihrer Gemütslage.

Angela Merkel hat eine doppelte Identität. Das zeigt sich, wenn sie "wir" sagt. Zum Beispiel so: "Wir waren ja auf der Seite Angolas, aus Angola hatten wir sehr viele Arbeitskräfte." Die Bundesrepublik kann damit nicht gemeint sein. Gemeint ist die DDR. Merkel hat ein DDR-Wir. Natürlich hat sie auch ein Bundesrepublik-Wir. Sie hat in dieser Beziehung zwei Wirs.

Das heißt nicht, dass Merkel keine deutsche Patriotin wäre. Sie ist eine. In ihrem ersten Wir war schon die Sehnsucht nach der Bundesrepublik drin, aber nicht die Sehnsucht nach Europa. Ihr träumerischer Blick übersprang den Westen des Kontinents und richtete sich direkt auf Amerika. Dort wollte sie unbedingt hin, von dort kamen die Jeans, die sie in der DDR ersehnte, Levi's.

Europa ist für Merkel historisch ein Niemandsland zwischen ihren beiden Sehnsuchtszielen, sie hat es erst allmählich in ihr zweites Wir aufgenommen. Sie ist Europäerin, aber ohne Herzergriffung, ohne Emotion.

Wenn sie von ihrer Euro-Politik erzählt, erwähnt sie oft ihren Amtseid. Sie habe geschworen, Schaden vom deutschen Volk abzuwenden. Das ist ihre Aufgabe, sie will deutsches Geld schützen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sie will auch, dass die Euro-Zone und die EU stärker zusammenwachsen. Das will sie aus nationalem Interesse, aber nicht, um Deutschland in die Interessen der anderen einzufügen, wie das bei ihren Vorgängern Konrad Adenauer oder Helmut Kohl der Fall war. Sie will ein Europa, das Deutschland nützlich ist.

Als Angela Merkel Ende Mai nach Indien reiste, tat sie das mit viel Respekt. Sie mag den Ministerpräsidenten Manmohan Singh, den sie für einen altersweisen Mann hält. Sie spricht so warm über ihn wie über keinen anderen Kollegen, beinahe töchterlich warm und respektvoll. Ihr Respekt kommt aber auch daher, dass Indien so groß ist. Sie sagte schon auf dem Hinflug, ihr Ansatz sei nicht, "da hinzukommen und zu sagen, wie man mit 1,2 Milliarden Menschen umgeht".

Sie redet oft über solche Zahlen. In letzter Zeit rechnet sie gern vor, dass kein europäisches Land mehr als zwei Prozent der Weltbevölkerung stellt, dass man zusammen auf sieben Prozent komme, was auch nicht viel sei.

Sie sieht die Macht hinter diesen Zahlen. Und sie will Deutschland eine halbwegs mächtige Rolle in der kommenden Welt sichern, der Welt Chinas, Indiens, Brasiliens, der Welt der großen Völker. Früher waren Zivilisationsstufe, Technisierung und Kriegsfertigkeiten entscheidend. Je geringer die Unterschiede werden, desto mehr zählt die Zahl.

Merkel sieht die Lage so: Deutschland ist wirtschaftlich stark genug, um auch künftig auf den Weltmärkten eine große Rolle zu spielen. Sie will das mit politischer Macht absichern, damit Deutschland nicht zum Gewerbegebiet von China wird. Diese Macht gibt es nur über die Zahl, und dafür braucht sie Europa.

Aber sie braucht nicht irgendein Europa, eines, das Deutschland durchschleppen muss, überschuldet, lahm, rückständig. Sie hat dafür den Begriff geprägt, Europa dürfe nicht "eine Art Partialmuseum" werden. Was immer das genau heißt, sie ist manchmal nicht leicht zu verstehen in ihren Wortschöpfungen - auf jeden Fall heißt es nichts Gutes.

Deshalb sollen sich die anderen Länder anstrengen, um halbwegs so zu sein wie Deutschland, also fit werden für den Weltmarkt, und mit diesen erstarkten Nachbarn will sich Deutschland zu einem starken Europa enger zusammenschließen. Ziel von

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Merkels Politik ist also in gewisser Weise eine Deutschland-Vergrößerung, diesmal mit friedlichen Mitteln.

Am Donnerstag war sie in Frankreich, Präsident Nicolas Sarkozy treffen. Der italienische Ministerpräsident Mario Monti war auch dabei. In der Pressekonferenz erklärt sie die kommende Finanzpolitik, und Sarkozy misst sie dabei zweimal mit einem ernsten Blick, der vom Gesicht bis zu den Schuhen wandert und zurück. Dann redet er und erzählt, wie die beiden miteinander Politik machen, sich fast täglich abstimmen, sich nicht immer einig sind, und manchmal erkläre ihm die Bundeskanzlerin "in langen Sätzen" den deutschen Ansatz, und Merkel ist da schon amüsiert, und Sarkozy erzählt einen Witz, und sie lacht und freut sich ein Loch in den Bauch über diesen drolligen Mann neben ihr. Großes Getuschel, Gekicher und Geherze beim Abschied. Es ist nicht Liebe, aber gewiss auch nicht Hass.

Sarkozy ist das Gegenteil von Merkel, er ist die leibhaftige Unruhe einer Uhr, er redet und redet und sprüht vor Emotionalität. Manchmal, in den Verhandlungspausen, hört ihn die deutsche Delegation seine Mitarbeiter anbrüllen. Wenn er wieder bei Merkel sitzt, schwankt er zwischen Galanterie und Überredungsfuror. Die beiden schenken sich nichts.

Ich habe nicht einmal erlebt, dass Merkel über Sarkozy gelästert oder gespottet hat, und sie ist eine große Spötterin. Wo er zu viel rede, rede sie zu wenig, sagte sie einmal, was er anders zu sehen scheint, siehe die "langen Sätze".

Sie habe Konflikte mit ihm, sagt Merkel, aber ihre Treffen seien "getragen von einem tiefen Verständnis und der Überzeugung, dass man immer wieder zusammenfinden muss", außerdem von dem "tiefen Gefühl, es geht weiter". Sie hat einen ähnlichen Satz einmal über Guido Westerwelle gesagt, als der noch ihr Vizekanzler war. Es sind Sätze ohne Wärme, durchdrungen von Professionalität. Sie ist manchmal genervt, aber unerbittlich konstruktiv. Hier spricht die Aufgabenlöserin.

Sarkozy ist der dominante Typ, aber Merkel hat die dominante Wirtschaft im Rücken. Er möchte deutsches Geld und deutsche Bonität für die Rettungsaktionen, sie möchte möglichst wenig davon hergeben. Er bekommt weniger, als er will, sie gibt mehr, als sie wollte.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Merkels Problem ist, dass sich die beiden Ansätze ihrer Strategie schwer vereinbaren lassen: einerseits deutsches Geld beisammenhalten, andererseits ein deutsches Europa bauen. Sie versucht daher, sich so lange wie möglich gegen gemeinschaftliche Lösungen zu wehren, die deutschen Leistungen also niedrigzuhalten, um schließlich doch einzulenken, damit es mit Europa weitergehen kann.

Sie hat gleich zu Beginn der Krise einen großen Fehler gemacht. Sie hätte eine Rede halten müssen mit dem Inhalt: Wir sind gute Europäer, wir werden alle Instrumente einsetzen, die nötig sind, um die Krise zu lösen. Wir können jetzt aber noch nicht sagen, welche Instrumente das sein werden, weil wir den Verlauf der Krise nicht kennen.

Dies wäre ein offener Ansatz gewesen. Sie hat sich für einen geschlossenen Ansatz entschieden. Das wirkte dann so, dass ihr die Instrumente immer wieder abgehandelt werden mussten oder sie verspätet zu der Einsicht kam, sie anzuwenden. Ihre Krisenpolitik konnte damit nie souverän erscheinen und damit auch nicht besonders vertrauenswürdig.

Über einen Schuldenschnitt für Griechenland hat sie sich noch im Juli skeptisch geäußert. Dies war ohnehin der Monat, in dem sie das einzige Mal unsicher wirkte und davon redete, dass sie selbst manches nicht verstehe. In Kenia besuchte sie ein Forschungszentrum für Nutztierhaltung, Kittel an, Biologie, Rindviecher, Kittel aus. Am Ende des Rundgangs warteten die Unvermeidlichen und fragten nach dem Euro. Merkel guckte furchterregend, und diesmal passte ihr Gesicht wohl zu ihrem Gemütszustand. Kein Wort, nur dieser Blick. Sie stürmte zu ihrer Limousine, verschwand darin, brauste davon.

Nach der Sommerpause trat sie wieder gefestigt auf. Sie hatte sich zu einem Schuldenschnitt durchgerungen. Als sie ihn im Oktober in Brüssel bei den Banken durchsetzte, sah sie aus wie eine Siegerin, aber das war auch ein Sieg über sich selbst. Mit den Euro-Bonds könnte es ähnlich kommen.

Merkels Politik der Deutschland-Vergrößerung ist nur möglich, weil ihr Gemüt so ist, wie es ist, leise, bescheiden, samtpfotig, eine Patriotin ohne Pathos, weshalb

man gar nicht so richtig merkt, wie national orientiert ihre Politik ist. Dass sie sich aber traut, nur 66 Jahre nach Kriegsende ein deutsches Dominanzprojekt in der Euro-Zone zu verfolgen, spricht für historische Unbekümmertheit.

Sie ist keine Politikerin, die ihren Ansatz stark aus der Geschichte bezieht. Über historische Linien habe ich sie nur einmal reden hören, da ging es um kommunistische Geschichtsphilosophie. Die Vorsitzende der Linken, Gesine Löttsch, hatte gesagt, dass der Kommunismus ein Ziel ihrer Partei bleibe.

Merkel flog da von Malta nach Zypern, stand im Flugzeug und erklärte, warum der Kommunismus ein Geschichtsziel brauche. Ihre Zuhörer, fast alles Westdeutsche, staunten über die Kenntnisse dieser Kanzlerin. Das erste Wir war aktiviert bei ihr.

Sie kann nicht in einer Weise Geschichtspolitik machen wie Helmut Kohl oder Willy Brandt, die sich auf kollektive Erfahrungen von Krieg und Nachkriegszeit berufen haben. Für einen großen Teil ihrer Lebensgeschichte, das Arrangieren mit der Unfreiheit, ist nur der deutsche Osten erreichbar, der Westen betrachtet das gleichgültig oder misstrauisch.

Merkel macht zeitgenössische Politik wie kein anderer Bundeskanzler vor ihr, kleine Schritte im Hier und Jetzt, gedacht aus dem Hier und Jetzt. Vielleicht kann man so den Euro retten. Aber ein Europa, das mehr ist als ein Wirtschaftsraum, entsteht so nicht.

Eine Zwischenbilanz

Es geht ihr gut, es geht ihr sehr gut. Der Euro ist weit weg, der schwierige Horst Seehofer auch, Angela Merkel verbringt Zeit mit einem Mann, den sie wirklich mag.

Er ist deutscher Touristenführer in Hanoi, er zeigt ihr den Literaturtempel, und er hat eine sanfte, milde Art, ihr sein Wissen zu vermitteln. Sie stehen unter einem Torbogen, er zeigt ihr eine alte Medaille, in die Kalendertierzeichen geprägt sind. Merkel sagt mit dem freudigen Stolz der Wissenden, "wir sind ja im Jahr des Hasen".

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Eine Bundeskanzlerin will natürlich zeigen, dass sie auch etwas weiß. Sie weiß das mit dem Hasen spätestens seit der Bundestagsdebatte zum Euro anderthalb Wochen zuvor, als ihr möglicher Herausforderer Peer Steinbrück, SPD, seine Rede mit dem Kalauer beendet hat, die Regierung verhalte sich entsprechend dem chinesischen Kalender, also hasenfüßig.

"In China ist das Jahr des Hasen", sagt der Touristenführer, "in Vietnam ist das Jahr der Katze."

"Ah, der Katze", sagt Merkel.

Hanoi ist die Hauptstadt von Vietnam, aber die Bundeskanzlerin bleibt gutgelaunt. Der Touristenführer hat das nachsichtig gesagt, nicht belehrend. Die beiden gehen weiter, machen halt vor riesigen steinernen Schildkröten, die steinerne Tafeln tragen.

Es ist heiß, alle schwitzen, und die vietnamesischen Begleiter drängen Merkel, Schluss zu machen, es kommen noch politische Termine. Aber Merkel will nicht, sie will weiter mit diesem sanften, gebildeten Mann durch den Literaturtempel ziehen, und das setzt sie auch durch.

Es geht nicht um Eros, überhaupt nicht, es geht um Wohlfühlen. Merkel hat sich mit diesem Mann und an diesem Ort sehr wohl gefühlt. Es war die einzige Gelegenheit, bei der ich dabei war, in der die Bundeskanzlerin über einen längeren Zeitraum einer Stimmung folgte, einem emotionalen Gemütszustand, und dabei nicht auf ihre Pflichten achtete.

Merkel hat selbst den Eindruck, dass sie rumrennt "wie bekloppt", dass sie rumrennt "wie ein Vollidiot". Sie hat manchmal eine etwas derbe Ausdrucksweise, gemeint ist, dass sie sehr viel arbeitet, aber sie hat nichts dagegen, auch wenn das so klingen mag.

Wenn sie von Freizeit redet, redet sie von "Stücken Freizeit", in denen sie am Wochenende ungestört ein Buch liest oder kocht und dabei ausnahmsweise nicht mit dem Regierungssprecher telefoniert. Seibert kennt ihre Stimme mit klappernden Kochtopfdeckeln im Hintergrund.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Eine ihrer Stärken ist diese Hingabe an ihren Beruf, ihre große Ernsthaftigkeit. Ich habe von ihr nicht einmal eine dieser grässlichen Politikerfloskeln gehört: "Mein Job ist nicht vergnügungsteuerpflichtig." - "Ich muss das hier nicht machen." Merkel muss das machen, sie will das tun, was sie tut, und nichts anderes. Für eine Bundeskanzlerin ist das eine angemessene Haltung.

Ihre Intelligenz ist eine Stärke, das weiß man ja. Aber man fragt sich doch, wie sie bei dieser Intelligenz eine solche Fehlleistung abliefern konnte wie die längeren Laufzeiten für Kernkraftwerke. Es ist eine Intelligenz, die sich vor allem damit belohnt, dass es überhaupt ein Ergebnis gibt. Das ist wenig für eine Intelligenz, die als erheblich gilt.

Politik ist ohnehin nicht nur Ergebnis, Politik ist auch Prozess. Merkel hat ihre Koalitionen nie so steuern können, dass sie halbwegs harmonisch wirkten, sie konnte keinen guten Geist stiften. Vielleicht hätte mal eine emotionale Rede im Kabinett geholfen.

Demokratie ist die Regierungsform, die den Mitmenschen braucht. Er muss motiviert werden, um eine Regierung oder das politische System zu tragen. So ganz ohne emotionale Ansprache geht das nicht. Die Demokratie hat mit Merkel dürre Jahre erlebt, und dahinter steckt ein großes Versäumnis.

Ihre Kanzlerschaft steht auch unter dem Eindruck ihrer Hemmungen. Öffentliche Kommunikation ist ihr Problem, aber Kommunikation ist extrem wichtig in einer Demokratie, weshalb Merkel bei allem Einsatz nur eine halbe Kanzlerin ist. Wäre sie in der Öffentlichkeit hin und wieder so wie im kleinen Kreis, wäre Deutschland und Europa geholfen.

Für ihr Bild in den Geschichtsbüchern ist aber nur noch entscheidend, wie sie die europäische Krise meistert, und das ist noch nicht absehbar. Wenn es ihr mit ihren Kollegen gelingt, neues Vertrauen in den Euro zu stiften und dabei Europa zusammenzuhalten, werden die Historiker im Rückblick finden, dass Merkel es insgesamt gut gemacht hat, ansonsten wird sie die Kanzlerin des zerbrochenen Euro gewesen sein.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Für den Moment hängt ein Urteil über sie auch von den Alternativen ab. Würde ein anderer diesen Job besser machen? Frank-Walter Steinmeier, SPD, ist ein ähnlicher Typ wie sie, genauso Thomas de Maizière, CDU. Die Demokratie würde mit ihnen womöglich genauso ausgedorrt wirken. Peer Steinbrück ist ein emotionaler Typ, aber er hat ein Problem mit der Ernsthaftigkeit und könnte über seine Worte und Selbstinszenierungen stolpern. Es fehlt der ideale Rivale, auch deshalb sieht Angela Merkel im Moment so unangefochten aus.

Und nun, zum Schluss, doch noch ein Staatsgeheimnis. Die deutsche Bundeskanzlerin, Frau Dr. Angela Dorothea Merkel, hat in der Staatsjurte von Ulan Bator an der Stutenmilch nicht genippt.

Reporter**FORUM**

www.reporter-forum.de

Der Sog der Masse

Er beherrscht Medien, treibt Minister aus dem Amt und wechselt alle paar Jahre die Richtung: Der Mainstream hat gewaltige Kraft – er ist der Geist der Mehrheit. Aber hat er deshalb recht?

Harald Martenstein, Die Zeit, 10.11.2011

Guido Westerwelle...? Normalerweise schreibe ich Kolumnen im ZEITmagazin, seit Menschengedenken. Vor ein paar Monaten wollte ich unbedingt eine Kolumne über Guido Westerwelle schreiben. Besser gesagt, eine Hymne auf Guido Westerwelle. Ich wollte erklären, warum er ein sehr guter Politiker ist, zumindest einer der besseren in Deutschland.

Ich dachte nicht wirklich so. Trotzdem habe ich mir gesagt: Das muss jetzt geschrieben werden. Manchmal schreibe ich Sachen, die ich nicht wirklich denke. Mehr so aus dem Bauch heraus. Wenn alle das Gleiche sagen, bekommt man Lust, dagegenzuhalten. Dann sagt man sich: Alle sind sich einig, hey, da stimmt doch was nicht.

Damals haben alle auf Westerwelle herumgehackt. Jeder drittklassige Kabarettist hat Westerwelle-Witze im Programm gehabt, und das kam mir so billig, so vorhersehbar, so ungerecht vor, auch gemein, das hat mich an die Schulzeit erinnert, an diese miesen Momente, in denen alle gemeinsam auf einen Außenseiter losgehen.

Die Westerwelle-Kolumne ist nie geschrieben worden. Ich hab's nicht geschafft. Stattdessen schreibe ich jetzt ein Lob der Reaktanz. Denn mir ist klar geworden, dass

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

ich reaktanzgesteuert bin, zumindest teilweise. Anderen geht es genauso, das habe ich recherchiert. Reaktanz ist eine gute Sache.

Den Begriff »Reaktanz« hat 1966 ein gewisser Jack W. Brehm erfunden, ein Sozialpsychologe. Reaktanz bedeutet, vereinfacht gesagt, dass wir Menschen auf eine Überdosis von psychischem Druck oder auch auf Verbote sehr häufig in folgender Weise reagieren: Wir tun genau das Gegenteil von dem, was von uns erwartet wird. Reaktanz ist ein typisches Abwehrverhalten gegen jede Art von Einschränkung, Druck und Verboten.

Das berühmteste Experiment dazu geht so: Versuchspersonen sollen die Qualität von Schallplatten bewerten. Zur Belohnung darf sich jeder eine der getesteten Platten aussuchen. Nach dem Probehören und den Bewertungs-Interviews betritt der Versuchsleiter den Raum und teilt bedauernd mit, dass eine der Platten nicht mehr vorrätig sei. Sofort steigt die Attraktivität der vergriffenen Platte bei allen Versuchsteilnehmern. Sie wird, in einer zweiten Befragung, plötzlich viel besser bewertet. Weil sie nicht mehr zu haben ist.

Oft beweist einem die Wissenschaft ja das, was man sowieso schon zu wissen glaubte. Das Verbotene wird attraktiver, weil es verboten ist. Deswegen musste in den USA das Alkoholverbot, die Prohibition, kläglich scheitern. Nie haben die Leute mehr getrunken. Deswegen will der Fuchs die Trauben haben, die zu hoch für ihn hängen. Deswegen haben sich Romeo und Julia ineinander verliebt, es war strengstens verboten. Ich kenne Leute, darunter mich selber, die unter anderem deswegen immer noch rauchen, die Verteufelung der Raucher ist einfach too much. Deswegen tun geschickte Verkäufer so, als wäre ihre Ware knapp.

In der Politik funktioniert es ebenfalls, auch dazu gibt es Experimente. Wenn man ankündigt, dass es ab morgen verboten sein wird, auf die Straße zu spucken, dann

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

werden sehr viele von uns plötzlich ein starkes Spuckbedürfnis spüren. Selbst die notorischen Nichtspucker.

Das Gleiche passiert mir, wenn ich ununterbrochen mit der gleichen Meinung beschallt werde. Wenn alle auf einer bestimmten Person oder Personengruppe herumhacken, werde ich reaktant, tut mir leid.

Die Reaktanz ist ein naher Verwandter des Trotzes. Reaktanz ist gut, weil sie eine Einheitsgesellschaft mit Einheitsmeinungen verhindert. Reaktanz ist – ausnahmsweise werde ich pathetisch – der Beweis dafür, dass wir zur Freiheit geboren sind.

Na ja. »Zur Freiheit geboren«, ganz so toll sind wir auch wieder nicht. Wir sind schon irgendwie Herdentiere. Neben der edlen Veranlagung zur Reaktanz, die jeder in sich trägt, gibt es ja auch den Hang zum Konformismus. Unsere Vorfahren haben in Horden gelebt. Ich will dazugehören. Jeder will das.

Das Gegenteil von Reaktanz heißt Mainstream. Das Gute am Mainstream ist, dass man nicht groß nachdenken muss. Man wirft sich einfach hinein in den Strom und lässt sich gemütlich treiben.

Das Volk

Der Sozialpsychologe Solomon Asch hat in den fünfziger Jahren ein Experiment gemacht. Es ist ein Klassiker, ähnlich wie das Reaktanz-Experiment von Brehm. Versuchspersonen sollen vier verschieden lange Linien miteinander vergleichen. Zwei der Linien sind genau gleich lang. Die dritte und vierte Linie aber haben eine andere Länge – extrem anders. Man sieht es sofort.

Die Frage an die Versuchsperson lautet: »Welche beiden Linien sind gleich lang?«

Diese Frage soll in Anwesenheit anderer beantwortet werden, in einer größeren Gruppe. Die Versuchsperson ahnt nicht, dass alle anderen Mitglieder der Gruppe mit dem Testleiter zusammenarbeiten. Die eingeweihten Gruppenmitglieder geben alle eine falsche Antwort. Alle. Diese Antwort, wie gesagt, ist so grotesk falsch, dass selbst ein fünfjähriges Kind das merken muss.

Drei Viertel der Versuchspersonen schließen sich, im Durchschnitt, trotzdem der falschen Antwort an. Nur ein Viertel hat den Mut, den eigenen Augen mehr zu trauen als der Gruppe. Die anderen denken vielleicht, dass mit ihren Augen etwas nicht stimmt. Oder sie wollen nicht unangenehm auffallen.

Das Experiment ist oft wiederholt worden, es kommt immer das Gleiche heraus. Man kann die meisten Leute dazu bringen, öffentlich zu erklären, dass eins plus eins drei ergibt. Kein Problem. Es müssen ihnen nur genügend andere Leute dabei Gesellschaft leisten.

Vor Kurzem wurde es mit Vierjährigen ausprobiert. Die Kinder bekamen Bilderbücher und sollten sagen, was sie auf den Bildern sehen. Die Kinder dachten, dass sie alle das gleiche Buch in der Hand halten, sie konnten aber in die Bücher der anderen nicht hineinschauen. Eines der Kinder, nur eines, hatte ein anderes Buch bekommen. Auf einer Seite des Buches war ein Bild seiner Mama oder seines Papas zu sehen. Bei den anderen Kindern zeigte diese Seite ein Tier, vielleicht einen Goldhamster. In 18 von 24 Versuchen passten sich die Kinder, die es besser hätten wissen müssen, der Mehrheit an. Sie sahen ein Bild ihrer Mutter und sagten, wie alle anderen: »Ich sehe einen Goldhamster.«

Wenn ich so etwas höre, bekomme ich Angst.

In den fünfziger Jahren, in denen ich geboren wurde, dachte fast jeder, dass Deutschland die im Krieg verlorenen Ostgebiete auf keinen Fall aufgeben dürfe, dass Frauen nur in Ausnahmefällen arbeiten gehen sollten, dass Homosexualität eine Perversion sei, über die man am besten nicht spricht, dass es tausend wichtigere Dinge gebe als Umweltschutz. Heute denkt fast jeder in diesen Fragen ungefähr das Gegenteil. Auch ich denke das Gegenteil.

Ich denke ziemlich genau das Gegenteil von dem, was meine Großeltern gedacht haben, die allerdings, in ihrer Zeit, völlig normal waren, mit anderen Worten: **Mainstream.**

In jeder Epoche haben die Menschen an andere Wahrheiten geglaubt, und zwar an die gleichen wie ihre Nachbarn. Die Furcht vor Hexen oder die Verehrung für den Kaiser, die in den Köpfen meiner Urgroßeltern wohnten, sind meinen Großeltern genauso falsch vorgekommen, wie mir heute der Gedanke falsch vorkommt, dass man die Ostgebiete nicht aufgeben darf.

Und weil die Geschichte immer weitergeht, werden meine heutigen Meinungen den Nachgeborenen wohl auch seltsam vorkommen. Ich weiß, dass ich in den Augen der Zukünftigen eine lächerliche Figur bin.

Diese Erkenntnis macht mich demütig. Leute, die eine Meinung mit großer Selbstgewissheit vertreten, ohne die Spur eines Zweifels, so, als ob es kein Morgen gäbe, kommen mir dumm vor. Die einzige Haltung, die garantiert jeder Revision standhält, ist vermutlich der Zweifel.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die Außenseiter, die Verweigerer des Mainstreams, haben nämlich oft recht behalten. Galileo Galilei wurde eingesperrt, weil er die Ansicht vertrat, dass die Erde sich um die Sonne dreht. Die ersten Kämpferinnen für das Frauenwahlrecht waren in den Augen der Mehrheit Spinnerinnen. 1980 waren die Grünen eine Randgruppe .

Das heißt, der Mainstream des Jahres 2100 wird heute vielleicht von drei oder vier Exoten am Rande der Gesellschaft vertreten.

Prophezeiungen sind schwierig, weil die Geschichte nicht immer in die gleiche Richtung marschiert. Viele denken, dass wir, wie seit hundert Jahren, auch in der Zukunft immer freier oder immer bindungsloser werden, dazu immer mehr wissenschaftliche Erkenntnisse anhäufen. Die Geschichte kenne nur eine Richtung, diese Richtung heiße Fortschritt.

Das ist eine Mainstream-Idee von heute. Sie muss nicht stimmen. Das Wissen der Antike war im Mittelalter zu großen Teilen verschwunden. Die lockeren Moralvorstellungen mancher Naturvölker liegen näher bei unseren heutigen Ideen als beim Mainstream des 19. Jahrhunderts. Aus der Geschichte der Meinungen lässt sich keine vorhersagbare Richtung und kein Bewegungsgesetz ableiten.

In 50 Jahren schütteln die Menschen vielleicht die Köpfe über unsere Angst vor der Klimakatastrophe. Vielleicht bleibt sie ja aus, so wie auch das große Baumsterben ausgeblieben ist. Ich behaupte nicht, dass es so kommt. Aber eines weiß ich nun wirklich genau: Sehr viele Gewissheiten jeder Epoche der Geschichte haben sich im Nachhinein als falsch herausgestellt.

Aber was wird zum Mainstream? Wer bestimmt das? Die Medien? Einer schreibt vom anderen ab, ist es so einfach? Erschafft sich der Mainstream, ab einem gewissen Punkt, sozusagen selber?

Weil ich seit längerer Zeit in den Medien arbeite, glaube ich, sie einigermaßen zu durchschauen. Es gibt keine geheimen Verschwörungen, so wenig, wie es gezielte Kampagnen gegen einzelne Politiker gibt. Es stimmt, dass es einem manchmal so vorkommt – fast alle schreiben das Gleiche. Alle sind gegen Westerwelle und gegen Kernkraft, alle waren für Klinsmann. Das hängt damit zusammen, dass die meisten Menschen ungern alleine dastehen. Sie möchten Erfolg haben und geliebt werden. Das gilt auch für Journalisten. Im Mainstream ist man sicher. Die meisten Medien spiegeln folglich den Mainstream wider und verstärken ihn dadurch noch, aber sie erschaffen ihn nicht.

Die Masse

Auf der Suche nach einer Antwort – was wird zum Mainstream? – landet man bei Gustave Le Bon, der 1895 den Klassiker *Psychologie der Massen* geschrieben hat. Le Bon war Arzt und Anthropologe, das Massenverhalten konnte er im Krieg von 1870/71 studieren, im belagerten Paris, und während der Tage der Pariser Kommune.

Le Bon behauptet, dass Menschenmassen sich in ein neues Wesen verwandeln, ein Gemeinschaftsgeschöpf, das anders handelt und anders funktioniert als der Einzelne. Die Masse sei schlichter, begeisterungsfähiger, brutaler, irrationaler, leichtgläubiger, sprunghafter, als Individuen es sind. Intelligenz sei als Massenphänomen unmöglich.

Die Masse ist dumm – diese Weisheit klingt ziemlich undifferenziert, nach einer Stammtischweisheit, aber sie beschreibt tatsächlich recht genau die Grundlage der Massenpsychologie. Falls Le Bon recht hat, ist ein Soziologenkongress in seinem gemeinsamen Arbeitspapier weniger intelligent, als jeder einzelne Soziologe es wäre, wenn er alleine nachdenkt. Eine Redaktionskonferenz, die gemeinsam über ein Thema berät, wäre demnach im Normalfall weniger originell als der einzelne Redakteur, den

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

man in Ruhe überlegen lässt. Da kann ich mitreden, das habe ich oft erlebt. Und lange vor den großen Verbrechen der Nazis und des Stalinismus vertrat Le Bon die Theorie, dass »gutmütige Bürger, die normalerweise ehrsame Beamte geworden wären«, in der Masse zu den grausamsten Verbrechen fähig sind. Die Masse ist nicht nur dumm. Sie kann auch gefährlich sein.

1895 wurde das Kino gerade geboren, ans Fernsehen dachte keiner. Trotzdem hat Le Bon über die Entstehung von Massenmeinungen den erstaunlichen Satz geschrieben: »Die Massen können nur in Bildern denken.«

Bilder transportieren Emotionen, nur Emotionen bewegen Massen. Logik ist zu kompliziert für sie. Die zweite Grundregel zur Überzeugung der Massen – Le Bon spricht lieber von »Hypnose« als von »Überzeugung« – heiße Wiederholung.

Man muss einfache Botschaften und starke Bilder oft genug wiederholen. Dieses Rezept wird immer wirken. Das Bild eines Anschlages. Das Bild eines havarierten Atomkraftwerkes. Das Bild eines Angeklagten in Handschellen.

Sind wir so? Werden wir zu Automaten, sobald wir Teil einer Masse sind, sobald jemand unsere Instinkte auf die richtige Weise bedient?

Ich habe, bei einer Studentendemonstration, als Teil der Masse mal eine Tomate geworfen, in Richtung der CDU-Politikerin Hanna-Renate Laurien, die damals Kultusministerin gewesen ist. Sie ist inzwischen gestorben, sie war eine freundliche und kluge Dame. Wir haben uns später getroffen und darüber gelacht. Hätte ich damals eine Tomate auf sie geworfen, wenn ich alleine gewesen wäre? Bestimmt nicht. Hätte ich aus der Masse heraus auch Steine geworfen? Vielleicht.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die Masse ist aber das Grundprinzip der Demokratie, zugleich das Grundprinzip unseres Wirtschaftssystems. Die Mehrheit bestimmt, wer regiert. Die Mehrheit bestimmt, was produziert wird. Es gibt natürlich ein paar Vermittlungsinstanzen, wir haben eine repräsentative Demokratie, der Markt ist an Gesetze gebunden. In letzter Zeit wird allerdings der Ruf nach einer mehr oder weniger direkten Volksherrschaft immer lauter. Das Volk soll öfter als bisher über wichtige Fragen abstimmen, vielleicht sogar im Internet, das ist technisch ganz einfach und kann wunderbar schnell gehen. Es klingt ja auch erst mal sympathisch. Das Volk sind schließlich wir alle. Wir könnten uns dann ganz unseren Stimmungen hingeben.

Ich hätte Angst davor.

Dies ist die größte Beunruhigung von allen, dass nämlich unser offizieller Herrscher, der Souverän in einem demokratischen System, das Volk, wir selber, ein launischer, dummer und gefährlicher Herrscher sein könnte.

Als die Mitglieder des Parlamentarischen Rates 1948 das Grundgesetz schrieben, hatten sie noch Angst vor dem Volk und seinen Launen. Das hing natürlich mit Adolf Hitler zusammen.

Die Paragraphen des Grundgesetzes können vom Bundestag jederzeit geändert oder ergänzt werden, mit einer Zweidrittelmehrheit. Einige Paragraphen aber sind davon ausgenommen, durch die sogenannte Ewigkeitsklausel im Artikel 79 des Grundgesetzes. Dazu gehören die Menschenrechte, die Achtung der Menschenwürde, die Gewaltenteilung, die föderale Struktur Deutschlands. Diese Dinge darf das Volk nicht ändern, auch nicht mit einer Mehrheit von 99 Prozent. Nach herrschender Rechtsmeinung darf deshalb auch die Todesstrafe in Deutschland nie wieder eingeführt werden, von keinem Mainstream der Welt.

Der Schwarm

1986 hat der Wissenschaftler Craig Reynolds mithilfe von Computersimulationen herausgefunden, dass die Individuen, aus deren Summe ein Schwarm entsteht, sich an drei Regeln halten. Das, was wir »Schwarmintelligenz« nennen, beruht tatsächlich auf nur drei Verhaltensregeln.

Erstens: Bewege dich als Mitglied des Schwarms immer in Richtung des Schwarm-Mittelpunkts. Auf diese Weise wird verhindert, dass der Schwarm auseinanderfließt.

Zweitens: Bewege dich weg, sobald dir jemand zu nahe kommt, vermeide Zusammenstöße.

Drittens: Bewege dich in dieselbe Richtung wie deine Nachbarn.

Kaum ein Begriff hat in den Jahren, die seit meiner Kindheit verstrichen sind, eine solche Karriere gemacht wie »Schwarmintelligenz«. Das Internet funktioniert wie ein Schwarm, heißt es. Die Revolutionen in den arabischen Staaten wurden und werden über die schwarmförmige Organisation Facebook organisiert, ohne Anführer, ohne eine Partei. Alle bewegen sich plötzlich in dieselbe Richtung wie ihre Nachbarn.

Weniger bekannt ist das Wort »Schwarmfeigheit«. Ich habe es zum ersten Mal in der Talkshow von Anne Will gehört. Der Journalist und Politikberater Michael Spreng sprach von der »Schwarmfeigheit im Internet«. Jeder Journalist kennt sie. Unsere Texte stehen im Netz, sie werden kommentiert, wir bekommen E-Mails. Dagegen ist nichts zu sagen. Doch weil es möglich ist, sich anonym zu äußern, unter einem erfundenen Netznamen, sind die Äußerungen deutlich aggressiver geworden. Die Leserbriefe, mit Absender und – meistens – dem echten Namen, waren im

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Durchschnitt sachlicher und seltener beleidigend. Die wenigsten Internetautoren, behaupte ich, hätten den Mut, so zu schreiben, wenn sie mit ihrem Namen dafür einstehen müssten.

Ein sehr frühes und bis heute gern zitiertes Experiment zur Schwarmintelligenz wurde vor mehr als hundert Jahren auf der Viehzuchtmesse der britischen Stadt Plymouth veranstaltet. Ochsen wurden gewogen, unter Ausschluss der Öffentlichkeit, danach durfte das Publikum ihr Gewicht schätzen. Diese etwa 800 Personen waren zum Teil Familien mit Kindern, zum Teil Metzger und Viehzüchter, Experten und Laien bunt gemischt. Die Schätzungen waren teilweise grotesk falsch. Wenn man aber den Durchschnitt aller Schätzungen ausrechnet, dann lag dieser Durchschnitt immer sehr nahe bei dem richtigen Ergebnis.

Das Internet funktioniert nach dem gleichen Prinzip. Jeder darf mitmachen, Experten und Laien, ähnlich wie beim Viehmarkt in Plymouth. Das Internetlexikon Wikipedia ist inzwischen die wichtigste Wissensquelle der meisten Leute, es wird vom Schwarm verfasst. Die Politiker Guttenberg und Koch-Mehrin haben ihre Ämter verloren, weil der Schwarm sich ihre Doktorarbeiten vorgeknöpft hatte. Bei den Wirtschaftskrisen spielt der Schwarm ebenfalls eine entscheidende Rolle: Wenn er sich aus einer Währung oder aus einer bestimmten Aktie zurückzieht, brechen alle Dämme.

Ich glaube, dass die Gesetze der Schwarmintelligenz auch das politische Leben zu beherrschen beginnen. Das beste Beispiel ist die Bundeskanzlerin. Zu Recht wird gesagt, dass Angela Merkel für einen Stil des Regierens steht, den es vor ihr in Deutschland nicht gegeben hat. Die Traditionen und Grundsätze ihrer Partei scheinen für sie keine Rolle zu spielen. Angela Merkel setzt Volksstimmungen um, sie ist keine Leitwölfin, eher ein Fisch im Schwarm. Sie lässt sich, wo immer und solange es geht, in der Strömung treiben. Als das Volk nach Fukushima die Atomkraft ablehnte, war bekanntlich auch Frau Merkel, die eben noch die Laufzeiten der Kernkraftwerke

verlängert hatte, plötzlich für die Abschaltung der Atommeiler. Und jetzt, wo die Sozialdemokraten wiedererstarken, fällt ihr ein, dass der Mindestlohn, den die CDU vor Kurzem noch verteufelt hat, eine feine Sache ist. Bewege dich in Richtung des Mittelpunkts, vermeide Zusammenstöße, bewege dich in dieselbe Richtung wie die Mehrheit.

Die Querdenker

Manchmal habe ich den Eindruck, dass Deutschland von einer Einheitspartei neuen Typs beherrscht wird, der Mainstreampartei. Diese Partei ist ökologisch, für einen höheren Bildungsetat, für Frauenquoten, für Klimaschutz, für Umverteilung des Wohlstands, dafür, dass die hier lebenden Ausländer Deutsch lernen... Konsens, wohin man schaut. Selbst zu einer so komplexen Frage wie der Euro-Krise scheint es nur ein oder zwei denkbare, zulässige Antworten zu geben. Dass die Piratenpartei – noch – keine Quotenregelung hat, wird in manchen Kommentaren schon als große Kühnheit registriert.

Man muss sich zum Vergleich nur einmal das Meinungsspektrum der angeblich so langweiligen Adenauerjahre in Erinnerung rufen, als es noch Christen, Kommunisten, Sozialisten, Konservative und alles Mögliche andere gab. Falls man unter »Demokratie« einen offenen, freien Meinungskampf versteht, ein Ringen um den richtigen Weg, dann haben wir nicht allzu viel davon. Und dazu ist nicht einmal ein Unterdrückungsapparat erforderlich, es hat sich einfach so ergeben.

Damals, unter Adenauer, waren die Milieus noch ziemlich autark, es gab nicht einen einzigen großen Schwarm, es gab mehrere kleinere Schwärme. Die Linken interessierten sich für die Meinung anderer Linker, die Konservativen lasen konservative Zeitungen. Heute kriegt man, dank Internet, fast alles mit, was irgendwo von irgendeinem wichtigen Menschen gemeint wird. Man kriegt immer alles mit. Man ist immer mittendrin.

Trotzdem gedeiht bei uns der Typus des Querdenkers, der in den Talkshows für eine gewisse Belebung im Rahmen des Schicklichen sorgen soll – unsere neue Apo, bestehend aus eloquenten Personen wie Hans-Olaf Henkel, Richard David Precht oder Alice Schwarzer. Der Inbegriff eines solchen Querdenkers ist der sympathische Heiner Geißler. Der Rebell Heiner Geißler tritt auf die denkbar unterhaltsamste Weise für Umweltschutz ein, für grünes Denken, für Bürgerbeteiligung, für die parlamentarische Demokratie, für Emanzipation und für soziale Gerechtigkeit. Er ist Mainstream, total, aber er vertritt den Mainstream mit so viel Temperament, dass er auch mir meistens als der Prototyp des rebellischen alten Mannes erscheint.

Im neuen Heft der Kulturzeitschrift Merkur geht es um das Thema »Konformismus«. Niemand möchte ein Konformist sein, tatsächlich sind es aber fast alle. Warum? Die Herausgeber antworten: »Es ist etwas anderes, ob man sich als professioneller Tabubrecher in Talkshows feiern lässt oder ob man freimütig die Wahrheit sagt, seine Wahrheit. Dafür muss man womöglich einen Preis bezahlen. Zu missfallen oder gar ausgestoßen zu werden aus dem Kreis derjenigen, die die richtigen, die guten, die hilfreichen Ansichten vertreten.«

Harald Schmidt gehört zu einem anderen Typus. Er hält sich nicht immer an die üblichen Sprachregeln und Tabus, er pfeift auf den Mainstream. Das wirkt erfrischend. Es ist aber auch unmöglich, zu sagen, wofür er stattdessen steht. Er hütet sich davor, sich in irgendeiner Weise festzulegen. Das macht ihn fast unangreifbar, so, wie früher die Hofnarren unangreifbar gewesen sind. Leute wie Harald Schmidt oder Henryk M. Broder begleiten den Mainstream, sie leben von ihm, wie Fischer, sie laufen an seinem Ufer und werfen ihre Netze aus. Die eine oder andere Pointe verfängt sich immer darin.

Noch einmal die Frage: Wer entscheidet darüber, welche Ansicht »richtig« ist und welche »falsch«? Im Merkur schreibt der Medientheoretiker Norbert Bolz, dass

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

die meisten Leute die Ansichten übernehmen, von denen sie glauben, dass die meisten anderen Leute sie auch haben. Darüber, welche Meinung gerade die allgemein übliche ist, informieren die Massenmedien. Die Meinungsmacher dort sind aber auch nur Leute wie alle anderen. Sie tendieren dazu, die Meinungen und die Themen anderer Meinungsmacher zu übernehmen – sie verhalten sich genau wie die Versuchspersonen im Solomon Aschs Experiment mit den vier Linien. Sie trauen ihren eigenen Augen nicht.

Bewege dich in Richtung des Mittelpunkts. Bewege dich in dieselbe Richtung wie alle anderen. Vermeide Zusammenstöße.

Weil der Mainstream heute die normative Rolle übernommen hat, die früher von Traditionen und Sittengesetzen gespielt wurde, tendiert man dazu, vom Mainstream abweichende Meinungen als unmoralisch zu verurteilen. Wissenschaftler, die zur angeblich nahenden Klima-Apokalypse eine abweichende Meinung vertreten, werden zum Beispiel »Klimawandelleugner« genannt – als ob es um Religion ginge und nicht um Wissenschaft. In der Wissenschaft kann es ohne den Zweifel an scheinbaren Gewissheiten keine Entwicklung geben. Und weder in der Wissenschaft noch in der Kunst hat die Masse jemals etwas Bemerkenswertes hervorgebracht. »Alles Wertvolle«, schreibt Bolz, »verdanken wir außergewöhnlichen Individuen.«

Jemand, der wirklich ein Querdenker ist, müsste heutzutage vielleicht für die Wiedereinführung der Monarchie eintreten. Er müsste an den heiligen Idealen der sozialen Gerechtigkeit, am Atomausstieg und an der Emanzipation zweifeln. Mit anderen Worten, er müsste bereit sein, sich vom Schwarm zu einem gefährlichen Irren stempeln zu lassen.

Lob der Reaktanz

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ohne Reaktanz würden wir uns alle nach und nach in Gemüse verwandeln, das ist hoffentlich klar geworden. Ohne Reaktanz läuft »Demokratie« auf eine massenpsychologische Zwangsherrschaft des Einheitsdenkens hinaus. Reaktanz ist die Kraft, die dafür sorgt, dass ein Meinungspendel nach einer gewissen Zeit wieder zurückschwingt. Und jetzt schreiben Sie mir um Himmels willen keine Briefe, in denen Sie mir Klimawandelverharmlosung vorwerfen oder vor den Gefahren des Monarchismus warnen.

Ich bin, weltanschaulich, Reaktist. Als ich mit meinen Kolumnen anfing, gab es manchmal Ärger, wenn politische Themen auftauchten, zum Beispiel Kritik an den USA. Ich habe eine Kolumne geschrieben, in der ich die Gewaltverliebtheit mancher Amis gegeißelt habe. Das war als Thema nicht sehr originell, ich weiß, und vielleicht ist die Kolumne ja zu Recht nicht gedruckt worden. Ich jedenfalls hatte von diesem Tag an eine animalische Lust, alles an den USA schlecht zu finden. Obwohl das ein tolles Land ist, ehrlich. Ich habe bei jeder Gelegenheit, jahrelang, antiamerikanische Tiraden geschrieben. Da habe ich mich einfach lebendig gefühlt. Unpolitisch war dieses Verhalten nur auf den ersten Blick. Reaktanz ist nicht unpolitisch. Reaktanz führt dazu, dass Verbote sich, langfristig gesehen, nicht lohnen.

Redakteure, die mich länger kennen, verbieten mir inzwischen, glaube ich, bestimmte Thesen oder bestimmte Themen, weil sie dann sicher sein können, dass sie genau das kriegen. Da muss man vorsichtig sein, das ist ein ganz übler Trick.

Die Lobrede auf Guido Westerwelle muss damit beginnen, dass er einer der wenigen wirklich guten Redner ist, im Bundestag. Er hat sich jetzt in die zweite Reihe der Partei zurückgezogen und macht seinen Nachfolgern keinen Ärger, er verhält sich tadellos solidarisch. Da sollte man sich nur mal den CDU-Politiker Merz zum Vergleich anschauen, der nach seinem Machtverlust ununterbrochen gestänkert hat. Es ist gar nicht so schwer mit der Lobrede, aber das Material reicht noch nicht ganz.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Als Reaktist erfüllt man eine sozialhygienische Funktion und leistet einen Dienst an der Menschlichkeit. Es ist unappetitlich, wenn einzelne Personen zum public enemy erklärt werden, überall, von jedem. Gutenberg? Eva Herman? Jan Ullrich? Das sind Verfehlungen gewesen, kritikwürdig, gegebenenfalls strafbar, aber doch keine Kapitalverbrechen. Bei jedem Gangster finden Gerichte mildernde Umstände, nur das große Volkstribunal der öffentlichen Meinung kennt keine Bewährungsstrafen, so lange, bis das große Vergessen einsetzt. Man vergibt nichts, aber man vergisst. Wenn erst mal der nächste Skandal da ist, absorbiert er sowieso die gesamte Erregungsenergie, über die man verfügt. Sich selber vergibt man alles.

Und Margot Käßmann? Der umgekehrte Fall. Eine Heilige. Da ist Reaktanz ebenfalls angebracht. Der dunkle Trieb, Idole schlechtzumachen, hat ebenfalls etwas mit Reaktanz zu tun. Das ist die Nachtseite der Reaktanz.

Es müsste, im Mainstream-Medium Fernsehen, eine Sendung geben, eine einzige, die der Reaktanz verpflichtet ist. Einmal pro Woche, 30 Minuten lang, müsste jemand einer von fast allen geglaubten Wahrheit widersprechen, oder eine abseitige Meinung äußern, oder den aktuellen public enemy verteidigen. Ohne Ironie. Ohne einen Moderator, der sich distanziert. Auch das wäre ein interessantes Experiment.

Der Publikumsjoker

In der beliebtesten deutschen Quizsendung, bei Wer wird Millionär?, hat Günther Jauch im Mai 2011 eine Rechtschreibfrage gestellt. In welchem dieser Wörter ist ein k zu viel? Akkumulator, Akkusativ, akkurat, Akkupunktur.

Die Kandidatin wusste es nicht. Ich wüsste es auch nicht. Bei Wer wird Millionär? gibt es den Publikumsjoker. Das Publikum stimmt darüber ab, welche Antwort die richtige ist. Das Publikum entschied sich, mit 48 Prozent, für das Wort

»akkurat«. Auf Platz zwei, mit 42 Prozent, lag »Akkupunktur«. Die Kandidatin fiel durch. Akupunktur schreibt man mit einem k, akkurat mit zwei.

So etwas passiert bei Wer wird Millionär? immer wieder: Bei den einfachen Fragen ist der Publikumsjoker fast immer eine sichere Sache. Aber je komplizierter es wird, desto öfter irrt sich die Mehrheit. Es ist dann klüger, jemanden anzurufen, der Ahnung hat. Eine Einzelperson.

Das Leben ist natürlich oft ziemlich kompliziert. Trotzdem haben wir unser Leben weitgehend dem Publikumsjoker untergeordnet.

Der Publikumsjoker bestimmt die Regierung. Der Publikumsjoker bestimmt die Aktienkurse, der Publikumsjoker entscheidet darüber, was es zu kaufen gibt, was gesendet wird und was vom Markt verschwindet. Was hält eine Gesellschaft für richtig, was für falsch, welche Werte hat sie, wie benehmen sich die Leute, was ziehen sie an? Fragen Sie das Publikum.

Das ist übrigens ein Penis

Weibliche Nacktheit ist der Normalfall – männliche hingegen nicht. Warum ist das so?

Elisabeth Raether, ZEITmagazin, 26.07.2012

Welche Frau nicht das Glück hat, mit einem Mann zusammen zu sein, bekommt selten einen Penis zu Gesicht. Penisse lassen sich in der Öffentlichkeit kaum blicken. Sie leben zurückgezogen unter ihresgleichen, zeigen sich, was man so hört, freimütig nur auf Herrentoiletten und in Umkleidekabinen von Sportvereinen. Eine Frau kann in Biologiebüchern blättern, sie kann sich Pornos anschauen, in denen sie Penisse in ungeahnten Dimensionen sieht. Im Museum kann sie Tausende Jahre alte Geschlechtsteile aus Stein betrachten. Sie kann auf Plakaten für Herrenunterwäsche irgendwo in dem weichen Päckchen zwischen trainierten Schenkeln einen Penis vermuten. Aber Bilder von echten, zeitgenössischen Penissen, aus Fleisch und Blut, nicht pornografisch, nicht abstrahiert, nicht medizinisch, solche Bilder sind schwer zu finden. Es gibt keine Bilder von nackten Männern, auf denen Nacktheit etwas erzählt, ein Ausdruck ist von Intimität, von Verletzlichkeit oder von Schönheit.

Männer dürfen heute Kinder erziehen, eine Lieblingsfarbe haben und öffentlich weinen. Es gibt für sie Bio-Intimwaschlotion. Junge Männer tragen die obersten Hemdknöpfe geöffnet, sie zeigen ihre sekundären Geschlechtsmerkmale, Bart und Brusthaare, und in hochgekrempeelten Hosen ihre nackten Fesseln. Es gibt Männer, die das Urteil des Landgerichts Köln begrüßen, das die Beschneidung kleiner Jungen als Körperverletzung einstuft. Sie meinen, man solle seine Vorhaut, eine Körperregion mit 73 Meter Nervenfasern und 20.000 Nervenendungen, nicht dem kulturellen Überbau opfern müssen. All das deutet darauf hin, dass der Mann von heute einen entspannten, unideologischen Umgang mit seinem Geschlechtsteil pflegt. Doch zu sehen bekommen wir den Penis nicht.

Warum ist das so? Warum spielen Nacktbilder von Männern keine Rolle? Kann männliche Nacktheit im Gegensatz zur weiblichen nichts erzählen? Können wir darauf verzichten, oder entgeht uns, Männern wie Frauen, etwas?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Frauen, scheint es, muss man ja nicht lange bitten: Sie ziehen sich aus, sobald sich ihnen eine Gelegenheit bietet. Ein Anruf genügt, von der RTL-2- Frauentausch-Redaktion oder vom örtlichen Fotoladen, der sein Schaufenster dekorieren will, schon zeigen Frauen alles, was sie haben. In Galerien, in Magazinen, auf Blogs: Künstlerinnen, Schauspielerinnen, Models, Sportlerinnen, Moderatorinnen, Fotografinnen, ob jung oder alt, dumm oder klug, hübsch oder nicht so hübsch, alle zeigen sich nackt. Bevor der Fotoapparat erfunden wurde, ließen Frauen sich nackt in Öl oder Wasserfarbe malen. Die Guerilla Girls, eine New Yorker Feministinnengruppe, die seit den achtziger Jahren in Gorillakostümen auftritt, zählte im Metropolitan Museum of Modern Art nach: 83 Prozent der Nackten sind Frauen (und nur 3 Prozent der Künstler). Das erste Kulturgut, das Menschen fertigten – der erste Gegenstand, der keinem Nutzen dienen musste, sondern unterhaltend, interessant und dekorativ war –, entstand 25.000 Jahre vor Christus und stellt eine nackte Frau dar: die Venus von Willendorf, eine kleine Kalksteinskulptur, dick und ohne Gesicht, dafür mit kunstfertig geschnitzten Geschlechtsmerkmalen, heute zu bewundern im Naturhistorischen Museum in Wien.

Spätestens seit der sexuellen Revolution sind Fotos von weiblicher Nacktheit und vor allem weiblicher Halbnacktheit, oben ohne, unten etwas Knappes, alltäglich. Die Normalität in der Bilderwelt sieht so aus: Frauen zeigen ihre Brüste, Männer zeigen nichts. Die weibliche Brust signalisiert eindeutig etwas Erotisches, provoziert aber niemanden. Der Spiegel zeigt zu neuen Erkenntnissen zum menschlichen Erbgut eine tanzende nackte Frau. Die ZEIT bebildert einen Artikel zum Thema Kindererziehung mit einer Nackten. Kein Medium, das sich nicht freute über die ukrainische Bewegung Femen, bestehend aus gut aussehenden Frauen, die zum Zeichen des politischen Protests ihre Brüste zeigen. Brüste sind für die Bühne geboren. Von Männern aufrichtig geliebt und verehrt, sind sie Geschlechtsmerkmale und erogene Zonen, doch sie sind nur sekundäre Geschlechtsmerkmale. Sie steigern die Attraktivität und dienen nicht direkt der Fortpflanzung. Zu dieser ebenso wirksamen wie beiläufigen weiblichen Halbnacktheit gibt es kein männliches Äquivalent.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Taucht doch einmal ein Penis auf, kann er sich der ungeteilten Aufmerksamkeit seines Publikums sicher sein. Das Bild von einem Penis sorgt immer für Aufregung. Weibliche Nacktheit ist banal, männliche etwas Besonderes. Die primären Geschlechtsmerkmale der Frau gelten als so uninteressant, dass ständig verwechselt wird, wie sie eigentlich heißen: Vulva oder Vagina? Die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung sagt in ihrer Broschüre zur kindlichen Sexualaufklärung der Einfachheit halber »Schlitz«. Ein Penis aber ist nicht unsichtbar.

Rechtlich wäre beispielsweise für Magazine nichts dabei, ein paar mehr Penisse zu zeigen. Pornografie ist generell indiziert und darf nur an Orten angeboten werden, die Kindern und Jugendlichen nicht zugänglich sind. Die Darstellung eines Penis ist allerdings nicht per se pornografisch, problematisch wird es erst bei Erektionen ab einem Neigungswinkel von 45 Grad. Männliche und weibliche Nacktheit sind kein Porno, wenn es bei den Bildern nicht nur um den sexuellen Reiz geht, sondern auch »emotionale und individuelle Begleitumstände« gewürdigt werden, wie es in einem wegweisenden Urteil des Berliner Kammergerichts von 2008 heißt. Neben dem Recht gibt es aber noch das, was man sexualethische Vorstellungen nennt, ein komplexes Gebilde aus Kultur, Tradition und Psychologie. Und diesen Vorstellungen zufolge ist heute ein spliternackter Mann schockierender als eine spliternackte Frau.

Das Modehaus Yves Saint Laurent zeigte vor ein paar Jahren einen nackten Mann samt Penis in einer Parfümwerbung. Ein schönes Bild, das ein Zitat des Fotos war, das Jeanloup Sieff 1971 vom jungen, zu Depressionen neigenden Yves Saint Laurent gemacht hatte. Die Anzeige war aber als Schocker für ein paar Nischenzeitschriften gedacht. Neulich war in Steve McQueens Film Shame der Penis des Hauptdarstellers Michael Fassbender in einigen Einstellungen deutlich zu sehen. Der Film handelt von einem Mann, der an Sexsucht leidet. Man sieht ihn morgens nackt durch die Wohnung gehen, während er den Anrufbeantworter abhört und sich Frühstücksflocken in eine Schale schüttet. Es sind keine aufdringlichen Bilder, es sind noch nicht einmal Sexszenen. Trotzdem wurde über den Auftritt des Fassbender-Penis viel geschrieben. Die Szenen waren Aufhänger für mehrere Artikel über Fassbenders großen Schauspielermut (inklusive aller naheliegenden Wortspiele). Dass Carey Mulligan, 27-jährige britische Darstellerin aus dem Charakterfach, in demselben Film

in einer langen Einstellung von oben bis unten nackt dasteht, wird in diesen Artikeln gar nicht erst erwähnt.

Die Sache ist die, dass viele nicht unbedingt Bilder von nackten Männern sehen wollen. Bei den meisten Frauen herrscht höfliches Desinteresse vor, was Penisse betrifft. Zumindest was fremde Penisse betrifft. Ein Penis wird, etwas überspitzt gesagt, für eine Frau erst nach einem persönlichen Kennenlernen interessant.

Bei den meisten Frauen herrscht höfliches Desinteresse vor

In Frauenzeitschriften, die die Bedürfnisse ihrer Leserinnen kennen und erfüllen, sieht man keine Penisse. Die Cosmopolitan ist eins der führenden Frauenmagazine und das einzige, das beim Thema Sex kein Blatt vor den Mund nimmt. Einen Penis sucht man in der Zeitschrift vergeblich. »Es entspricht nicht unserer Ästhetik«, sagt Chefredakteurin Carolin Schuhler. Eine kürzlich erschienene Geschichte »über seinen wichtigsten Körperteil« – »Ziehen, drücken oder rubbeln ist erlaubt« – wurde mit einem nackten Mann bebildert, der sich einen Fußball vor den Penis hält. Nichts zu sehen. »Ein schlaffer Penis ist nicht besonders aufregend, und ein erigierter Penis wäre bei uns zu krass«, sagt Schuhler. Es ist das Dilemma des modernen Mannes: Zeigt er sich weich, wird er als Verlierer beschimpft. Zeigt er sich hart, bekommen alle Angst.

Was Frauen zum Träumen bringt, sagt Schuhler, sind sowieso eher die Augen, die Schultern, nicht so sehr der Anblick eines Penis. Aber was kann eine schöne Schulter im Bett ausrichten? Ist die weibliche Sexualität immer noch so passiv, nach Jahrhunderten der Passivität, dass Frauen sich immer noch nicht für männliche Körper interessieren? Haben Frauen immer noch ein Problem mit dem Penis?

Ralf Bönt, Autor des im Frühjahr erschienenen Buchs Das entehrte Geschlecht, sagt, Frauen kennten sich zu wenig mit der männlichen Anatomie aus. So wie Männer in den siebziger Jahren lernen mussten, was eine Klitoris ist, müssten Frauen sich heute mit dem Penis auseinandersetzen. »Es gibt Frauen, die so tun, als ginge der Körper ihres Liebhabers sie nichts an«, sagt er. Der Penis: für Frauen ein Wesen von einem anderen Stern.

Homosexuelle Männer haben zum Penis differenziertere Ansichten als Frauen. Schwule waren es, die den Penis in die Motivgeschichte der Kunst aufnahmen, wo er

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

lange gefehlt hatte. Robert Mapplethorpe fotografierte große Schwänze, die Männern aus der Hose hingen, was erstaunlich elegant aussah und heute zur homosexuellen Ikonografie gehört. Herb Ritts und Bruce Weber machten Modefotografie aus dem männlichen (Halb-)Akt, als Homosexuelle in der Gesellschaft Akzeptanz fanden. Wolfgang Tillmans, Chronist der schwulen Subkultur der neunziger Jahre, fotografierte ein Stilleben mit Penis und Airline-Frühstück (AA Breakfast, 1995). Heute noch gelten Bilder von nackten Männern als irgendwie schwul. Der Maler Lucian Freud, der heterosexuell war und in seinem Leben viele Penisse malte, hat gesagt, die Männer, die ihm nackt Modell gesessen hätten, seien alle schwul gewesen. Die Homosexuellen, und nicht die Frauen, waren es, die den Penis zum Fetisch machten, zu einem Objekt der Begierde. Es gab in den USA mal eine Zeitschrift für schwule Männer, die Foreskin Quarterly hieß. Darin ging es, wie der Name sagt, um die Vorhaut. Eine andere Publikation hieß Inches.

Einer gängigen Meinung nach sind Männerkörper weniger schön als Frauenkörper, ob nackt oder bekleidet. Ein Mann versteckt nicht nur seinen Penis, er zeigt auch seine nackten Füße nicht, seine Waden, seine Schultern, seine Schlüsselbeine. Er verschönert sich nicht, trägt keinen Nagellack und keine Spangen im Haar. Die Mode lässt sich viel einfallen, um den weiblichen Körper zu betonen. Es gibt kurze Röcke, Ausschnitte, Korsagen, Enganliegendes. Es gibt eine vielfältige BH-Kultur. Auch Frauen, die sich öffentlich nie ausziehen würden, finden nichts dabei, mit ihrer Kleidung ihre Brüste, ihre Beine oder ihren Hintern zur Geltung zu bringen. Den männlichen Körper will die Mode verstecken. Männer tragen Anzughosen, darüber ein Jackett, unförmige Jeans oder weit sitzende Cordhosen. Es gab mal die Schamkapsel, einen der ritterlichen Rüstung entlehnten Genitalschutz, der im 16. Jahrhundert aus modischen Gründen zum Beispiel von Heinrich VIII. getragen wurde. Es gab die mittelalterlichen Beinlinge, die wenig der Fantasie überließen und die Schenkel betonten. Aber seit dem Ende des Absolutismus führt der Mann eine produktive Existenz. In der bürgerlichen Gesellschaft delegiert er Schmuck, Sinnlichkeit und Körperlichkeit an die Frau. Die Männer des Sex, Drugs and Rock 'n' Roll machten es anders. Ihre Jeans waren so eng, dass der Penis nicht zu übersehen war. »Die Sechziger waren eine gute Zeit für Penisse«, schreibt Maggie Paley in ihrem

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Buch Unter dem Feigenblatt – Das Buch des Penis. Es war eine Zeit, in der heterosexuelle Normen infrage gestellt wurden. Auf dem Cover des Rolling-Stones-Albums Sticky Fingers, gestaltet von Andy Warhol, ist eine Jeans mit Beule zu sehen.

Dass nackte Frauen schöner als nackte Männer sind, ist ein Gemeinplatz, den man hinterfragen könnte (für den Anfang zum Beispiel Brad Pitt + Playgirl + 1997 googeln). Die Theorie scheint Männern gegenüber etwas ungerecht.

Andererseits: Noch besser, als schön zu sein, ist es natürlich, gar nicht erst schön sein zu müssen. Hässlichkeit schadet Frauen noch mehr als Männern. Es gibt legendär hässliche Männer, die es weit gebracht haben. Schönheit liegt bekanntlich im Auge des Betrachters. Schönsein ist nie eine gesicherte Position. Viele schöne Frauen, Marilyn Monroe, Romy Schneider, Whitney Houston, Lady Di, waren unglücklich.

Ein Mann begehrt. Er wird nicht begehrt. Er gibt sich nicht den Blicken preis. Der Kunsttheoretiker John Berger schrieb: »Männer handeln. Frauen treten in Erscheinung. Männer sehen Frauen an. Frauen sehen sich, wie sie angesehen werden.« Pierre-Auguste Renoir hat gesagt: »Ich male mit meinem Schwanz.« Selber nackt sein ist etwas anderes. Wer stets bekleidet ist, macht sich nicht angreifbar und Vergleiche unmöglich. Es ist der Grund, weshalb viele Kulturen auf einer jungfräulichen Braut bestehen, und es mag ein Grund für das Bilderverbot sein. Geht es um Macht? Hält der Mann sich deshalb bedeckt? Sind für eine wirklich gleichberechtigte Gesellschaft nackte Männer so wichtig wie weibliche Führungskräfte? Müssen wir über eine Männerquote bei Nacktbildern nachdenken?

Andere Gesellschaften kannten unsere Zurückhaltung nicht, was das männliche Geschlecht betrifft. Zahlreich sind die Darstellungen von Penissen im antiken Griechenland, im Römischen Reich, in der hinduistischen Kunst, in animistischen Ritualen Afrikas. Es gibt eine Freske im Haus der Vettier in Pompeji, auf dem der Gott Priapos, Beschützer der Bienen, Fische und Früchte, mit einem einer Briefwaage ähnlichen Gerät seinen Penis wiegt. Noch heute finden in Japan Penisprozessionen statt, eine Tradition aus der Edo-Zeit, bei denen rosa Schaumstoffpenisse aus einer Menge Japaner und kichernder Touristen ragen. So viele ‚Penisbilder‘ gab es, dass sogar ein Wort dafür entstand: Phallus. Das Bild des idealtypischen Penis. Der Phallus

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

ist im Gegensatz zum Penis nie schlaff, er ist Symbol für Fruchtbarkeit und Kraft. Er steht wie eine Eins. Noch heute sind wir von Phallussymbolen umgeben – Obelisken, Hochhäusern, Krawatten, Gangschaltungen.

Der Autor David M. Friedman erzählt in seiner Kulturgeschichte des Penis, *A Mind of Its Own*, vom Verhältnis des Mannes zu seinem Geschlechtsteil im Wandel der Zeiten. Er sagt, dass das 20. Jahrhundert auch für den Penis ein bewegtes war. In der ersten Hälfte war er dank Sigmund Freud Gesprächsthema Nummer eins. Dann kamen die Feministinnen, und der Penis war, wie heute ein Muslim, dem Generalverdacht ausgesetzt, dem friedlichen Zusammenleben schaden zu wollen.

Es wäre der richtige Zeitpunkt, die Hosen herunterzulassen

Das prägende Ereignis für die heutige Penis-Generation, schreibt Friedman, war eine Urologenkonferenz in Las Vegas im Jahr 1983. Ein Brite namens Giles Brindley bewies am eigenen Leib, dass seine Entdeckung funktionierte: Er behauptete, ein Mittel gegen Impotenz gefunden zu haben. Er hatte sich kurz zuvor Phenoxybenzamin in den Penis gespritzt, ein starkes Muskelentspannungsmittel, und präsentierte vor Tausenden Urologen, hinter dem Rednerpult hervorgetreten, mit heruntergelassener Hose seine Erektion. Er stieg von der Bühne herunter, seine Kollegen setzten ihre Brillen auf und betrachteten das Wunder aus der Nähe. Brindley hatte herausgefunden, dass die Ursache für erektile Dysfunktion nicht ist, dass zu wenig Blut in den Penis fließt, sondern dass es dort nicht bleiben kann, weil das Bindegewebe nicht entspannt genug ist. Es war der Durchbruch für die moderne Behandlung von Erektionsstörungen, die als unlösbares medizinisches Problem galten. 1998 brachte das Pharmaunternehmen Pfizer Viagra auf den Markt, dessen Wirkstoff Sildenafil eine Entspannung in den glatten Muskelzellen des Penis herbeiführt, sodass der Schwellkörper sich mit Blut füllen kann. Wenige Männer interessieren sich seither noch besonders für das Rätsel der Erektion beziehungsweise für ihr rätselhaftes Ausbleiben.

Penthouse-Gründer Bob Guccione ließ sich damals zur Aussage hinreißen, dass dank Viagra die männliche Libido den Zwängen des Feminismus entkommen sei. Gay Talese, der amerikanische Schriftsteller, dessen wichtigstes literarisches Thema zum

Ärgernis seiner Frau immer sein eigenes ausschweifendes Liebesleben gewesen war, sagte noch, der Penis sei doch ein »lyrisches Ding«, »das ehrlichste Organ des Mannes«, »es ist entweder oben oder unten, und da kann man nicht lügen«.

Tatsächlich war es mit der Lyrik erst mal vorbei. Kurz nach Viagra kamen Cialis und Levitra auf den Markt. Das Organ hatte seine geheimnisvolle Aura eingebüßt, aus dem Phallus war ein Penis geworden. Er ist heute, schreibt David M. Friedman, »ein Organ, über das die Medizin vollends aufgeklärt ist, ohne psychische Bedeutung, ohne Geheimnis, nur ein kleines Geflecht aus Blutgefäßen, Neurotransmittern und Bindegewebe«. Westliche Architekten leben heute ihre phallischen Träume nur noch in China und den arabischen Ländern aus, wo derzeit die höchsten Gebäude der Welt stehen – der Westen ist aus diesem Wettbewerb irgendwann ausgestiegen.

Bei uns kommt der Phallus nur noch in Pornos vor. Da ist der Penis kein urologischer Problemfall, sondern groß, entschlossen und unermüdlich. Frauen machen sich manchmal Sorgen, dass Männer ein verqueres Frauenbild bekommen, weil Pornografie mit dem Internet heute so zugänglich ist wie nie zuvor. Tatsächlich bekommen Männer durch Pornos ein verqueres Bild von ihrem eigenen Penis. Pornodarsteller, sagt Frank Sommer, Professor für Männermedizin an der Hamburger Uni-Klinik und Präsident der Deutschen Gesellschaft für Mann und Gesundheit, werden aus den fünf Prozent auf der Gaußschen Verteilungskurve rekrutiert, die einen überdimensional großen Penis haben.

Das vergessen die anderen 95 Prozent oft. Penisverlängerungen sind kein Witz in der Junkmail-Inbox. Es gibt sie wirklich. Bei Sommer melden sich jedes Jahr mehrere Hundert Männer, die gern einen größeren Penis hätten. Den medizinischen Befund »Mikropenis« – weniger als 7,5 Zentimeter im erigierten beziehungsweise maximal gestreckten Zustand – stellt Sommer nur bei 15 bis 20 von ihnen fest. Dann operiert er. Unterhalb des Schambeins wird ein Schnitt gesetzt, das Band, an dem der Penis im Becken aufgehängt ist, wird gekappt. Ein Drittel des Penis befindet sich im Inneren des Körpers, ein paar Zentimeter davon werden hervorgeholt. Laut Sommer ist jedoch das einfachste Mittel, schmerzfrei etwas Länge zu gewinnen: abnehmen. Eine Fettschicht am Bauch nimmt dem Penis viel von seiner eigentlichen Größe.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Noch lassen Männer nur den Urologen nachmessen. Aber es wäre in der Geschichte endlich der richtige Zeitpunkt, die Hosen herunterzulassen. Oder um eine Formulierung des Zeitgeists zu verwenden: Der Penis sollte jetzt den Dialog suchen. Es gäbe für Männer und Frauen einiges zu entdecken. Denn es ist eine Form der Freiheit, wenn ein Penis nur ein Penis ist, kein willkürlicher Herrscher, der sich seinem Volk selten zeigt, sondern ein Organ, wenn auch ein attraktives, interessantes Organ. Wer sich den Blicken hingibt, ist in einer prekären Position. Aber es liegt eine Macht darin, die nichts mit der Macht zu tun hat, die Männer lange ausgeübt haben.

Uwe Mundlos und ich

Der Thüringer Neonazi war 16, als die DDR unterging. Genauso alt wie unsere Autorin. Eine Betrachtung über die Generation der Nachwendekinder und die neue Mauer in der Gesellschaft.

Sabine Rennefanz, Berliner Zeitung, 31.12.2011

Es war an einem Abend im Dezember, ein paar Kollegen saßen zusammen in einem Lokal in Berlin-Kreuzberg, es gab Gänsebraten, Rotwein. Wir kamen auf die Mordserie der Neonazis aus Jena zu sprechen. Doch es ging nicht nur um Uwe Mundlos, Uwe Böhnhardt und Beate Zschäpe, die zehn Menschen getötet haben. Es ging sofort um viel mehr.

„Tja“, sagte ein Kollege, der beim öffentlich-rechtlichen Rundfunk arbeitet, „der Osten ist halt braun.“ Eine Kollegin von einer überregionalen Zeitung stimmte ihm zu. Sie hatte auch gleich eine Erklärung. Das liege an den Familien in der DDR, an dem staatsverordneten Antifaschismus, der mangelnden Kommunikation. „Die Menschen in der DDR haben sich doch nie mit der Nazizeit auseinandergesetzt, da wurde doch in den Familien nicht drüber geredet.“

Es fiel mir schwer, ruhig zuzuhören, mir war auf einmal heiß, mein Gesicht brannte. Ich kannte die Kollegen nicht so gut. Doch ich wusste, dass sie im Westen groß geworden sind. Ich fragte mich, woher sie wissen wollen, was in Familien in der DDR beredet wurde.

Mir fiel Günter Grass ein, der Nobelpreisträger, der als junger Mann in der Waffen-SS gewesen war. Darüber hat er doch auch erst vor wenigen Jahren gesprochen. Ich erwähnte das, aber die Kollegen wollten nicht über Grass reden. Sie tauschten Anekdoten über Ausflüge in die Umgebung von Berlin aus, die ja sehr schön sei, wenn nur nicht die Menschen wären.

Ich fühlte mich so wie Anfang der Neunzigerjahre, als ich in Hamburg lebte und nur ungern sagte, woher ich kam. Aus dem Osten zu sein, das bedeutete, das falsche Leben gelebt zu haben. Manchmal sagte ich es. „Du siehst gar nicht so aus“, hörte ich dann. Es war anerkennend gemeint, das machte den Satz noch schlimmer.

Die Mauer stand wieder

Ich saß in dieser Kneipe in Kreuzberg, und die Mauer stand wieder, als wäre die Einheit nicht passiert, als würde der Osten nicht dazugehören. Jetzt kommen sie wieder, die Artikel über die rote Diktatur, den Töpfchen-Terror in den Krippen, über die Berufstätigkeit der Mütter, die autoritäre Erziehung. Je länger die DDR zurückliegt, desto holzschnittartiger wird die Wahrnehmung.

Drei Wochen, nachdem Uwe Mundlos und Uwe Böhnhardt am 4. November 2011 in einem Wohnwagen in Eisenach tot aufgefunden wurden, lese ich in der Süddeutschen Zeitung einen Artikel unter der Überschrift „Das Gift der Diktatur“. Darin wird behauptet, die Terrorserie sei ein Rachefeldzug der postsozialistisch erzogenen Jugendlichen gegen die pluralistische Gesellschaft im Westen.

Schon nach den ersten Sätzen fällt es mir schwer, weiterzulesen. Schuld seien die Eltern, so die These, weil sie den Kindern kein Mitgefühl und keine Emotionen vermittelt haben. „Wer diese Welt im Rückblick betrachtet, stößt bisweilen auf eine erstaunlich niedrige Betriebstemperatur bei der Aufzucht des Nachwuchses.“ Wieder so ein vernichtender Satz. Er klingt so eisig.

Ähnlich klingt das bei Klaus Schroeder, einem Historiker und Politikwissenschaftler, der an der FU Berlin lehrt. „Verwahrlosung, höhere Gewaltbereitschaft und fremdenfeindliche Einstellungen waren schon im Kern vor 1989 in der DDR stärker ausgeprägt als in der Bundesrepublik“, schreibt er in einem Beitrag für den Tagesspiegel. Er führt das Neonazi-Potenzial auf die Vollerwerbstätigkeit der Mütter und die Einbindung in „staatliche Institutionen“ zurück. Staatliche Institutionen, das klingt, als wären Kinderkrippen Gefängnisse gewesen. Ausbildungslager für kleine Neonazis. Das Tora-Bora des Ostens.

Als kürzlich die Bilder aus Nordkorea nach dem Tod von Kim Jong Il gesendet wurden und die Menschen dort demonstrativ weinten, stellte ich mir vor, dass die Westdeutschen wahrscheinlich denken, dass die DDR auch so war, dass wir auf Befehl weinen mussten, als Walter Ulbricht starb.

Aufgewärmte Klischees

Es wird selten genau hingeschaut, lieber werden Klischees aufgewärmt. In einem ZDF-Fernsehbericht fährt der Schriftsteller Steven Uhly mit dem Zug von

München nach Jena. Nach fünf Stunden verlässt er die „Angstzone Ost“, so der Text aus dem Off. In einem Artikel der taz, in dem darüber geschrieben wurde, dass das Jenaer Trio auch im Westen Unterstützer hatte, ist von westdeutschen und ostdeutschen Nazis die Rede, als ob es einen großen Unterschied gäbe.

Eine Zeit lang gab es die neuen Länder, jetzt gibt es nur noch Ostdeutschland, und dieses Land ist für viele Westdeutsche ein fremder Planet. Was ist dieses Ostdeutschland? Was ist seine Sprache? Hat es eine eigene Nationalhymne, ein eigenes Fußballteam? Ist es ein Krisengebiet, wie Spiegel Online kürzlich titelte?

Ostdeutscher zu sein ist ein Label, das an einem klebt, das man nicht los wird, selbst wenn man sich bemüht. Man ist immer Ostdeutscher, auch wenn man nach Hannover zieht, wie einer der Unterstützer der Nationalsozialistischen Union von Uwe Mundlos. Er ist vor vielen Jahren aus Jena in den Westen gezogen, bleibt in den Medien aber der „ostdeutsche Neonazi“.

Christa Wolf ist auch immer die Ostdeutsche geblieben. In einem Nachruf im Spiegel wird sie als „DDR-Repräsentantin“ beschrieben, um literarische oder gesellschaftliche Relevanz für das vereinte Deutschland geht es nicht, stattdessen wird ihr Tod genutzt, daran zu erinnern, wie das Blatt im Jahr 1993 Wolfs kurze Stasi-Tätigkeit Ende der Fünfzigerjahre dokumentierte. Die Stasi, das ist das, was bleibt.

Selbst wenn man deutsche Bundeskanzlerin wird, bleibt das Label. Wenn Angela Merkel was falsch macht, wenn sie zögert, Risiken scheut, dann ist sie ganz schnell wieder die angepasste Ostdeutsche. Es ist immer der gleiche Reflex: Sobald ein Problem in Ostdeutschland auftritt, wird es zu einem „ostdeutschen“ Thema. Man stelle sich das umgekehrt vor: Die großen Kindesmissbrauchsskandale wurden in Hessen und in West-Berlin aufgedeckt. Trotzdem gilt die Pädophilie nicht als westdeutsche Spezialität.

Der Ostdeutsche wird zum Fremden gemacht, genauso wie der Türke. Beide machen den Westdeutschen nur Ärger, stören die Idylle. Der Ostler verprügelt Türken, und der Türke verprügelt seine Frau und seine Töchter. Merkwürdigerweise gibt es keine Solidarität unter Migranten und Ostlern, nur Eifersucht. Im Maxim-Gorki-Theater schimpfte im vergangenen Jahr die Schauspielerinnen Pegah Ferydoni über die

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

„Millionen schlecht integrierten Osis“. Die Westdeutschen schauen amüsiert aus der Distanz zu. Sie müssen nicht über sich selbst nachdenken.

Treue auf die DDR geschworen

Uwe Mundlos war 16, als die Mauer fiel. Er war 18, als er seine Lehrstelle zum Datenverarbeitungskaufmann beim Optikunternehmen Carl Zeiss verlor. Das erzählt sein Vater im Spiegel. Danach hat Uwe Mundlos 21 Jahre im vereinigten Deutschland gelebt. Wie ist er zu dem Menschen geworden, der mutmaßlich an der Erschießung von zehn Menschen beteiligt war? Was machte ihn zum kaltblütigen Nazi? War es die DDR? War es die Nachwendezeit? Warum spricht niemand darüber?

Ich war 15, als die Mauer fiel, fast genauso alt wie Uwe Mundlos. Als Mundlos seine Lehrstelle verliert, sich die langen Haare abschneidet und Springerstiefel anzieht, gehe ich zur Schule in Eisenhüttenstadt. Wir sind die Generation, die mitten in der Pubertät zwischen zwei Staaten hängt.

Ein Jahr zuvor bei der Jugendweihe hatte ich noch Treue auf die DDR geschworen, halbherzig. Es hatte Ärger mit der SED-Kreisleitung gegeben, weil ich in meiner Rede ein Zitat von Erich Kästner verwendet hatte. „Nur wer erwachsen wird und Kind bleibt, ist Mensch.“

Jetzt war die DDR weg. Es war kein perfektes Land, aber es war das einzige, das ich kannte. Wir hatten nun alle Freiheiten, doch was war das, Freiheit? Ich habe bis zu meinem 18. Lebensjahr fast nur in Büchern gelebt, die meistens im 19. Jahrhundert spielten, im Lübeck der Buddenbrooks, im Paris von Maupassants Bel Ami, im London von Oliver Twist. Mann, Maupassant, Dickens, das waren meine Helden. Nicht unbedingt eine gute Vorbereitung auf das Deutschland von Helmut Kohl.

Immobilienmakler und amerikanische Mormonen

Im Supermarkt gab es Zott-Joghurt und Coca Cola, auf den Straßen fuhren Opels und BMWs zwischen den Trabis und Wartburgs. Sonst blieb alles beim Alten. Es gab eine große Leere. Im Frühjahr 1990 war der Staatsbürgerkundelehrer von einem Tag auf den anderen verschwunden. Ohne Erklärung. Staatsbürgerkunde hieß nun Politische Bildung, der neue Lehrer war der alte Deutschlehrer. Die Westler, die nach

Eisenhüttenstadt kamen, waren Versicherungsvertreter, Immobilienmakler und amerikanische Mormonen, die durch die Straßen liefen und fremde Menschen ansprachen. Sonst kam niemand.

Die Familie war keine große Hilfe. Meine Eltern verloren ihre Arbeit, sie hatten mit sich zu tun. Sie waren keine SED-Mitglieder, aber auch keine Dissidenten gewesen. Sie hatten versucht, ein anständiges Leben zu leben. Sie wussten auch nicht, wie es weitergeht. Sie hatten keine Freunde bei einflussreichen Stellen. Sie hatten auch kein Geld, um mir mein Studium zu finanzieren. Bafög kannten sie nicht. Die Anträge mit den vielen Seiten machten ihnen Angst.

1994 ist das Jahr, als Uwe Mundlos sich langsam von der Familie löst. Mit Kameraden organisiert er in Chemnitz ein Treffen zum Todestag von Rudolf Hess, dem Stellvertreter von Hitler. Die Stadt hatte ein Verbot erlassen, Uwe Mundlos wird festgenommen. Die Kriminalpolizei klingelt bei seinen Eltern. Sein Vater sucht ihm eine Wohnung im Dorf. Er habe gehofft, dass sein Sohn dort zur Besinnung käme, sagt er im Spiegel.

Kein Sex vor der Ehe

Im selben Jahr driftete ich ab. Ich war nach Hamburg zum Studieren gezogen. Ich kannte niemanden. Ich zog in eine WG mit einer Frau. Sie war ein paar Jahre älter, eloquent, selbstbewusst, eine Modedesignerin. Ihr Freund war Polizist, sie hatten sich in Südafrika auf einem Missionseinsatz kennengelernt, sie wollten im Sommer heiraten. Sie waren ein schönes Paar, sie sahen aus wie Schauspieler.

Sie nahm mich mit in eine Kirchengemeinde, die so ganz anders war als das, was ich aus der DDR kannte. Es gab viele junge Leute, die Musik wurde mit Gitarre und Bass gespielt, zum Singen hoben alle die Hände, von der Predigt waren einige so gerührt, dass sie umfielen. Es war Action, große Emotionen. Ich blieb. Und kam wieder. Ich ließ mich taufen, ich organisierte Jugendgottesdienste.

Und auf einmal hatte ich eine Heimat. Ich lehnte Sex vor der Ehe ab, fand praktizierte Homosexualität Sünde und hatte fast nur Freunde, die auch so dachten. Mit einem Mann zusammen zu sein, der kein bibeltreuer Christ war, das war nicht erlaubt. Manchmal zweifelte ich. Aber dann sah ich meine Mitbewohnerin und ihren

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Freund, die beiden waren so stark und erfolgreich, Westler noch dazu, es konnte gar nicht falsch sein.

Was hat das alles mit Uwe Mundlos zu tun? Nichts, auf den ersten Blick. Aber wir hatten die Sehnsucht nach Radikalität gemeinsam, nach einem klaren Weltbild. Wer sich als Jugendlicher in der Nachwendezeit abgrenzen wollte, hatte es nicht so leicht, eine Protestkultur zu finden. Links wie die Westkinder konnte man nicht werden. Die sozialistischen Floskeln, das große Pathos hatten mich schon in der DDR gestört.

Als Mundlos anfang, regelmäßig Nazi-Kundgebungen zu besuchen, Parolen zu grölen, Fahnen zu schwenken, zog ich mich auch in meine neue Welt zurück. Ich las fast nur noch christliche Bücher, die Bibel, die Luther-Übersetzung, die Einheits-Übersetzung, die King-James-Übersetzung auf Englisch. Ich war voll dabei, meine Mitbewohnerin war stolz auf mich. Wahrscheinlich war ich der ideale Fang, wahrscheinlich kursieren Lehrvideos für Missionare über mich: „How to catch an Ossi“. Schließlich wollte ich selbst Missionarin werden.

Im Sommer 1996 wurde gegen Uwe Mundlos ermittelt, weil er eine Puppe mit Bombenattrappe und Davidstern über eine Brücke gehängt haben soll. Er wurde dauernd verhaftet, kontrolliert. „Sie fühlten sich diskriminiert, das hat ihnen Legitimation verschafft“, sagt sein Vater, Siegfried Mundlos.

Im Sommer 1996 reiste ich nach Russland. Ich verteilte mit drei finnischen Missionaren Brot und Bibeln. Es ist eine Ironie, dass es mich ausgerechnet nach Russland zog, ins ehemalige Bruderland. Die einstigen sozialistischen Brüder und Schwestern wollten aber keinen Heiland. Ich blieb nur einen Sommer lang.

Ich habe eine Religion durch eine andere ersetzt. Jesus hieß mein neuer Lenin. Mit dem Unterschied, dass ich diesmal mit vollem Herzen dabei war. Es war nicht besonders cool, Bibeln zu verteilen, lange Röcke zu tragen, vor dem Essen zu beten, aber es war anders und schockierend. Eine Freundin aus der Schulzeit machte sich Sorgen, sie schrieb mir einen Brief, darin steckte ein Flugblatt mit einer Warnung vor fundamentalistischen christlichen Gemeinden. Mich machte das ein wenig stolz. Ich war auf einmal gefährlich.

Freiheit gefunden

Der Vater von Uwe Mundlos hat immer wieder gehofft, dass es bei seinem Sohn nur eine pubertäre Phase ist, eine Kinderei. Hätten die Eltern das Abdriften verhindern können? Er habe es versucht, sagt Mundlos im Spiegel. Er sei mit seinem Sohn ans Meer gefahren, als er hörte, dass Nazibands in der Nähe spielen. Er habe Uwe Mundlos und seine Freundin Beate Zschäpe zum Campingurlaub nach Mecklenburg gefahren. Auf die Frage, ob er sich Vorwürfe mache, sagt er: „Jeder Mensch hat ein gewisses Eigenleben. Ich konnte nichts dagegen tun.“

1998, als die Polizei die Garage mit 1,4 Kilogramm Sprengstoff findet, eskaliert die Situation: Uwe Mundlos, Uwe Böhnhardt und Beate Zschäpe tauchen unter. 1998 war auch für mich ein wichtiges Jahr, vielleicht das wichtigste seit 1989. An der Universität lernte ich einen Kommilitonen kennen. Ich verliebte mich, wir kamen zusammen. Der Mann hatte mit Kirche nichts zu tun.

Aus Sicht der Gemeinde hatte ich nun die Regeln gebrochen. Ich durfte keine Gottesdienste mehr organisieren, meine Freunde gingen auf Distanz. Die Beziehung zu dem Mann hielt nicht lange, für mich war sie trotzdem ein Wendepunkt. Ich wollte mein persönliches Leben von keiner Gruppe, keiner Partei, keinem Klub kontrollieren lassen. Ich hatte meine Freiheit gefunden. Ich studierte zu Ende, fand eine Stelle in einem großen Verlag. Ich kam langsam an in der bundesdeutschen Realität.

Ein Land voller Angst

Ich lernte ein Land voller Angst und Selbstillusionen kennen, ein Land, das so tat, als seien die Millionen Ausländer gar nicht da. Deutschland sei kein Einwanderungsland, es sei viel zu dicht besiedelt, sagte der CDU-Innenminister Manfred Kanther im Jahr 1996. Selbst nach den mörderischen Anschlägen von Mölln und Solingen, von Rostock und Hoyerswerda, wurde der Mythos aufrechterhalten.

Keiner meiner westdeutschen Kollegen hatte in den späten Neunzigerjahren türkische oder arabische Freunde. Auf Partys blieb man unter sich. Fatih Akin durfte seine Filme drehen, sonst sollten Türken bitteschön unsichtbar sein. Das Multikulti-Gerede war schon immer verlogen. In Deutschland, lernte ich, misstraut jeder dem anderen, der nicht so ist wie er selbst.

Erst viel später, als ich in London lebte, verstand ich, was Multikulti bedeuten kann. Das Zusammenleben fremder Kulturen war der Normalzustand, nicht immer nur friedlich, aber kein Grund zur permanenten Hysterie. Jeder kann leben, wie er will, solange die Gesetze eingehalten werden. Pakistanische und indische Einwanderer-Kinder bezeichnen sich selbstverständlich als britisch.

Es gibt Ärzte mit Turban, Polizistinnen mit Hijab, der traditionellen muslimischen Kopfbedeckung. Selbst nach den Anschlägen von 2005 reagierte die Bevölkerung besonnen. Muslime und Nicht-Muslime wandten sich gemeinsam gegen Gewalt. Die Gelassenheit im Umgang mit dem Fremden, die Verachtung von Ideologie, die hohe Wertschätzung individueller Bürgerrechte, die die alte Kolonialmacht Großbritannien hat, all das fehlt den Deutschen.

Fast jeder Zweite ist ausländerfeindlich

Die Historikerin Karin Hunn hat ein Buch über 50 Jahre Einwanderung geschrieben. Sie sagt, dass es in der Bundesrepublik seit Langem eine ausgeprägte Türkenfeindlichkeit gab. Sie begann in den Achtzigerjahren, als deutlich wurde, dass die Einwanderung Kosten verursachen würde. „Die frühen 80er-Jahre markieren den Beginn massiver Türkenfeindlichkeit, es ist die Zeit der Türkenwitze, der verbalen Gewalt und des Rückkehrförderungsgesetzes.

Ab Ende der 70er wird aus dem Ausländer- das Türkenproblem. Sie waren es eben auch, die blieben, während andere gingen: die Griechen, die Spanier“, schreibt Hunn. 1980 gab es in München einen Anschlag auf das Oktoberfest. Der rechtsradikale Attentäter gehörte zur Wehrsportgruppe Hoffmann, die Anfang 1980 verboten worden war, 13 Menschen starben.

30 Jahre später sind die Deutschen nicht viel weiter. Fast jeder Zweite sagt, es lebten zu viele Ausländer in Deutschland. Jeder Dritte hält Obdachlose für arbeitsscheu. Das sind die Ergebnisse, die der Soziologieprofessor Wilhelm Heitmeyer in einer Erhebung im Jahr 2011 zusammengetragen hat.

Er hat auch herausgefunden, dass 53 Prozent der Befragten Probleme damit hätten, in eine Gegend zu ziehen, in der viele Muslime wohnen. Das ist ein Anstieg von sechs Prozent im Vergleich zu 2004, schreibt Heitmeyer in seiner Langzeitstudie

„Deutsche Zustände“. Besonders im linken politischen Milieu habe die Islamfeindlichkeit zugenommen.

Die jungen Ostdeutschen wuchsen in den Neunzigerjahren nicht im luftleeren Raum auf. Es gab eine fremdenfeindliche Stimmung mit der Debatte über das neue Asylgesetz. 1993 wurde das Asylrecht faktisch abgeschafft. Die Gerichte, die Polizei, der Verfassungsschutz, das waren keine DDR-Behörden mehr, sondern gesamtdeutsche Behörden, besetzt mit Personal aus Westdeutschland. Sie haben weggeguckt, als immer mehr Jugendliche in Springerstiefeln herumliefen.

Forschungen widerlegen die These, dass es einen Zusammenhang zwischen der Erwerbstätigkeit der Mutter und der Gewaltneigung gibt. Männlichen rechtsextremen Gewalttätern habe es eher an männlichen Vorbildern gefehlt, schreibt die Arbeitsstelle für Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit am Deutschen Jugendinstitut in Halle. Ob das im traditionellen Westdeutschen Alleinverdiener-Modell gegeben war, sei fraglich.

Hans-Joachim Maaz erforscht seit Jahrzehnten die DDR-Seele, in der DDR arbeitete er als Psychotherapeut, nach der Wende veröffentlichte er ein Psychogramm der Ostdeutschen, „Der Gefühlsstau“ wurde ein Bestseller. Maaz beschäftigt sich mit den Ursachen der rechtsextremen Gewalt im Osten. Vor zehn Jahren hat er mal etwas salopp gesagt: „Man schlägt den Afrikaner und meint den Westdeutschen.“ Er war der Meinung, dass sich in der Gewalt gegen Fremde auch ein Protest gegen die Vormachtstellung der Westdeutschen zeige.

Sind die Eltern wirklich schuld an prügelnden Ostkindern? Maaz ist die Frage zu plakativ. „Rechte Gewalt ist ein Ost-Problem, aber nicht ausschließlich.“ Es gebe emotionale Deformationen in beiden Teilen des Landes. „Im Osten sollten die Kinder diszipliniert und angepasst sein, im Westen wurden sie auf Konkurrenz und Durchsetzungsfähigkeit gedrillt“, sagt Maaz. Beide Methoden wirkten ähnlich auf Kinder, sie erzeugen einen inneren Druck. Wie der abgebaut wird, hängt von der späteren Entwicklung im Leben ab, wie viel Erfolg man im Beruf und in der Gesellschaft erlebt. Wenn ich Maaz höre, denke ich, mein Glück war, dass ich einen Beruf fand, der mir dies ermöglichte.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Nach dem Zusammenbruch der DDR hatten die Ostdeutschen viel weniger Chancen, erfolgreich zu sein, weil die Jobs wegbrachen. „Nach der Wende sind viele Menschen degradiert worden. Ihren Frust kriegen auch die Heranwachsenden ab, den sie dann an anderen abreagieren“, sagt Maaz. Er ist überzeugt, dass es noch lange zwei Deutschlands geben wird. Es wird noch lange eine Mauer geben.

Recherchen des Journalisten Frank Jansen zufolge starben 137 Menschen seit der Wiedervereinigung durch rechtsextreme Gewalt. 137 Menschen wurden erschossen, ertränkt, zertreten, ohne dass das groß im Land bemerkt wurde. Mehr als die Hälfte starb in Ostdeutschland einschließlich Berlin. Mehr als ein Dutzend Menschen wurden in der Region um Dortmund umgebracht.

Unter den 137 sind 42 Migranten und Spätaussiedler, 24 Obdachlose, 8 Arbeitslose, 11 Linke und Punks, drei Behinderte, zwei Szeneaussteiger, zwei Rechtsextremisten, ein Homosexueller und 36 „Normalbürger“, die sich offen gegen Neonazis gestellt haben. Die Bundesregierung verzeichnet nur 47 Todesopfer. Die Zahlen setzen sich aus den Meldungen der Landeskriminalämter zusammen, die beim Bundesinnenministerium gesammelt werden. Wer in die Statistik einfließt, entscheiden örtliche Behörden.

Die Diskrepanz scheint niemanden zu interessieren. Die einzige Partei, die über die Jahre immer wieder wegen der rechten Tötungsverbrechen bei der Bundesregierung nachgehakt hat, war die Linkspartei. SPD und Grüne haben sich wenig für das Thema interessiert. Ist ja auch ein Ost-Thema, das nichts mit dem Westen zu tun hat.

Diese Haltung ist verbreitet und bequem, sie hat den Vorteil, dass man sich selbst nicht hinterfragen, sich nicht ändern muss. Es ist wie eine neue Mauer, die zwanzig Jahre nach der Einheit wieder hochgezogen wird. Eine Mauer, hinter der sich die Westdeutschen verstecken können.

Reporter**FORUM**

www.reporter-forum.de

Der Sturz der Babyboomer

Sie hatten keine Idee, sie hatten den Markt: Über das politische Scheitern einer Generation

Frank Schirmacher, Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 19.02.2012

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Man kennt das Bild aus ungezählten amerikanischen Filmen und Fernsehserien: wie abends die Familie in ihrem Familienauto in die Garage des Vorstadthauses fährt und die Kamera auf dem sich langsam hinter dem Auto schließenden elektrischen Garagentor verharret. Die Welt der "Peanuts", die Welt von Disney, von Steven Spielberg, die Welt von "American Graffiti" bis zu "American Beauty": Haus, Auto, elektrisches Garagentor, ein Mountainbike, ein Basketball-Korb im Vorgarten - darin steckt die Ikonographie der Babyboomer, ein Bild, in dem ein Lebenstraum steckt.

Als sich am Freitagabend das Garagentor hinter einem zweiundfünfzigjährigen Rentner schloss, glaubte die Öffentlichkeit, mehr über den Preis dieses Traums zu wissen, als man je zu wissen wünschte.

Ja, es ist ungerecht, den Einzelnen für seine Generation verantwortlich zu machen, einfältig oft und gezwungen. Aber umgekehrt, das ist möglich: Man kann eine Generation für den Einzelnen zur Rechenschaft ziehen. Es ist nach Wulffs Rücktritt an der Zeit, über die politische Generation der Babyboomer zu reden, der Geburtsjahrgänge, großzügig gesprochen, von 1955 bis 1970 (demographisch bis 1965), eine Kohorte, die seit der Jahrhundertwende faktisch die meinungsbildende Mehrheit in Deutschland bildet.

In Gestalt von Christian Wulff, Jahrgang 1959, hat ein Angehöriger dieser Generation das Höchste erreicht und in nie gesehener Geschwindigkeit alles vermessen. Das ist bemerkenswert. Und bemerkenswert auch der zweite Blick: Fast das gesamte politische Personal dieser Generation - vor allem in der CDU - ist schon vorher abgetreten, Roland Koch (*1958), Ole von Beust (*1955), Peter Müller (*1955), Stefan Mappus (*1966), Dieter Althaus (*1958), Friedrich Merz (*1955); als gescheitert gilt vielen Guido Westerwelle (*1961), und von Frank-Walter Steinmeier (*1956) und Sigmar Gabriel (*1959) ist bislang nur die Paradoxie aktenkundig, dass sie ein Amt, aber noch keine Chance hatten. Es gibt Ausnahmen, es gibt Katrin Göring-Eckardt (*1966), die allerdings aus dem Osten kommt.

Und während mit Christian Wulff die Zweiundfünfzigjährigen dieser erschöpften Generation in Rente gehen, sind es Fast-Hundertjährige, die Parteitage zu Begeisterungstürmen veranlassen. Helmut Schmidt (*1918), beim SPD-Parteitag

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

2011, das ist ungefähr so (nur um einmal die Lebensalter-Chronologie auf die Reihe zu bekommen), als wäre Karl Marx (*1818) beim SPD-Parteitag 1911 aufgetreten.

Es reicht einfach nicht, diesen Sachverhalt mit Anden-Pakt und Angela Merkel zu erklären. Es ist an der Zeit, wie bei jedem Drama danach zu fragen, ob hier nicht Notwendigkeit waltet. Es ist die Frage nach der politischen und gesellschaftlichen Idee, die diese Generation leitete und leitet. Gerade wenn man, wie der Verfasser dieses Artikels, selber zu diesen Geburtsjahrgängen gehört, wird man sich hüten, den Stab über ganze Kohorten zu brechen. Doch drängt sich einem die Frage auf, wie das passieren konnte, was wir gerade erleben. Denn es ist ja nicht nur so, dass es heutzutage der Alten bedarf, um überhaupt das Wort "Ideen" noch in den Mund zu nehmen, es ist historisch unverkennbar, dass unter der Dominanz der Babyboomer die Ideen zu Bruch gehen.

Aufgrund ihrer puren Masse haben die Babyboomer durch ihr bloßes Wollen, Wünschen und Empfinden die Märkte verändert. Ihre Skepsis gegenüber Ideologien war wohltuend, aber nur, solange man nicht bemerkte, dass dahinter die Abwesenheit von Ideen überhaupt stand. Ihr Fehler war zu glauben, dass Märkte auch schon Ideen sind. Ideen setzen sich nicht durch wie Starbucks-Kaffee oder Popkultur. Anders gesagt: Es war die Kauf-, nicht die Überzeugungskraft der Babyboomer, die das Antlitz der Gesellschaft veränderte. Sie musste für ihr Lebensgefühl, ihre Musik, ihre Mode, ihre Sprache nicht kämpfen - im Gegenteil: Es waren Antriebsaggregate für Märkte, die ganz schnell die ganze Gesellschaft erfassten. Die Autorität der Eltern und Lehrer der frühen Siebziger, die vielleicht Fetzenjeans verbieten wollen, weicht nichts so sehr auf, wie die Läden der globalen Modekette um die Ecke

Diese Generation ist damit, im Westen, die erste Generation, die im klassischen Sinne nichts "durchsetzen" musste. Der Markt regelte das für sie. Gleichzeitig geschah aber noch etwas: Die Boomer sind die erste Generation in Deutschland, die zahlenmäßig der jüngeren Generation überlegen ist - sie hatte deshalb über einen viel längeren Zeitraum als in der Vergangenheit auch nicht den Aufstand der Jungen gegen ihr Lebensmodell zu befürchten (bei den '68ern dauerte das bekanntlich nur zehn Jahre). Dadurch fehlte der Zwang zur Regeneration. Beides zusammen erklärt die

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

unglaubliche Erschöpfungsgeschwindigkeit dieser politischen Generation, in dem Augenblick, da sich die Dinge radikal ändern.

Als diese Generation um die dreißig war, schuf die Vorgängergeneration das vereinte Europa. Jetzt, da diese Generation um die fünfzig ist, ist Europa bedroht wie noch nie. Als diese Generation um die dreißig war, endete der real existierende Kommunismus, und eine Ära einer sozialen Wirtschaftsordnung, die allen zugutekommt, weil sie keine Feinde mehr hat, schien denkbar. Als diese Generation um die vierzig war, wurde der Sozialstaat zur Bedrohung. Jetzt, da sie fünfzig ist, ist der Kapitalismus selbst nach den Worten des Gründers des Davoser Weltwirtschaftsforums in seiner größten Legitimationskrise. Irgendetwas muss doch in diesen 20 bis 25 Jahren passiert sein, und irgendjemand muss die Verantwortung haben - es ist genau die Zeit, in der die Babyboomer an allen Stellen der Gesellschaft die Macht übernahmen.

Man kann sich nicht mehr herausreden. In der Wirtschaft oder Verwaltung gibt es staunenswerte Babyboomer, in der Justiz und Wissenschaft brillante Köpfe - doch das politische Projekt dieser Generation liegt wie in Trümmern. Gewiss: Es gibt tausend Gründe für diese Prozesse, aber wenn Biographien irgendeinen Sinn haben sollen und die "Lehre aus der Geschichte" mehr sein soll als pure Rhetorik, dann muss man fragen, warum der Atem dieser Generation schon nach wenigen Jahren versiegt. Die einzige relevante politische Idee, die sie hervorgebracht hat, ist der Neoliberalismus; denn selbst die ökologische Bewegung, die sie mit ihrer Kaufkraft stützte, war das Werk der Vorgängergeneration. Es ist im Prozess des ideologischen Alterns kein Zufall, dass der Neoliberalismus als Utopie Ende der neunziger Jahre genau in dem Augenblick reüssierte, da diese Generation das vierzigste Lebensjahr zu überschreiten begann. Denn jetzt ging es nicht mehr um Veränderung der Welt durch Konsum, sondern durch Akkumulation von Kapital für die zweite Lebenshälfte.

Auch unsereiner gehörte ja dazu. Man sieht sich noch diese ungezählten Sabine-Christiansen-Sendungen sehen, die in Wahrheit die ideologische Aufrüstung der Babyboomer für die zweite Lebenshälfte werden sollten. Moderiert von einer Boomer-Moderatorin (*1957) und über Strecken, wie man heute klar sieht, eher eine

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Suggestion als eine Talkshow, sollte das das Meisterstück unserer Generation werden. Der Markt sollte nicht mehr nur Musik produzieren, sondern Ideen: Autonomie, Freiheit, Solidarität, Europa. Man kann in Wulffs Büchern nachlesen und bei Sabine Christiansen nachsehen, wie selbstgewiss dieser Diskurs ablief. Der Markt, nicht der eigene Kopf, entscheidet über die Ideen - so lautete das Credo. Es war ein kurzes Zeitfenster, in dem das funktionierte, genau zehn Jahre. Und er umreißt die Lebensdauer der politischen Babyboomer ziemlich exakt.

Natürlich sind dies keine monokausalen Erklärungen. Der Einwand, dass es Ausnahmen und andere Einflüsse gibt, ist geschenkt. Aber es wäre falsch, würde man glauben, der Rückzug der Boomer aus der politischen Öffentlichkeit beende jetzt mit dieser höchst sonderbaren Generation auch deren gesellschaftliche Macht. Das Fatale ist, dass das, was diese Generation in der ersten Lebenshälfte begünstigte, nun zu einem Fluch werden kann, die Gewalt ihrer puren Masse.

Die Babyboomer müssen nach Lage der Dinge nämlich damit rechnen, dass sie, da sie so viele sind, eine ökonomische und soziale Last dieser Gesellschaft werden - je älter sie werden, desto mehr. Es ist bestechend zu sehen, wie sich von Ole von Beust bis Adolf Sauerland (*1955) die Anwälte von Autonomie und Risiko in dem Augenblick verabschieden, da die Altersversorgung sicher ist. Damit kein Missverständnis entsteht: Sie sei ihnen allen zu gönnen. Es geht aber um den Roman einer politischen Generation, deren vielleicht relevantester politischer Kampf am Ende der Kampf um die eigene Rente gewesen sein wird.

Es ist ungerecht? Vielleicht. Es war immer so? Nein. Man gehört ja auch zu der Generation? Ja, gewiss. Aber gerade deshalb muss man sagen, dass viele von denen, die aus dieser Generation in die Politik gingen, nach ungezählten Versprechen nur Leere hinterlassen haben. Wulffs Rücktritt ist das Ende eines politischen Experiments der ersten Generation, die im wiederaufgebauten Wohlstand der Bundesrepublik zu Bewusstsein kam. Wer das nicht anerkennt, sieht auch nicht die Chance, die in ihm steckt: Er könnte das Ende einer totenähnlichen Erschöpfung sein.

Aufgrund ihrer puren Masse, durch ihr bloßes Wünschen, haben die Babyboomer die Märkte verändert.

Die Babyboomer müssen damit rechnen, eine soziale und ökonomische Last der Gesellschaft zu werden.

Wer sind wir, heute?

Deutsche werden wieder öfter als Nazis beschimpft. Zugleich sollen sie Europa führen. Und die jüngere Generation will sich nicht mehr schuldig fühlen. Eine Reise in die Zukunft unserer Vergangenheit

Bernd Ulrich, Die Zeit, 30.08.2012

Ich bin noch in Hörweite des Holocaust geboren, 1960 war das. Wir Schüler der Sechziger und Siebziger kennen den Nazi-Sound nicht nur aus dem Fernsehen, sondern auch von alten Männern vorn am Pult. Zudem fiel es mir leicht, Zugang zum Schweren zu finden, weil die Propagandabücher des Großvaters im Regal standen, auch Mein Kampf. Ich habe Aschenbecher mit Hakenkreuzen in Familienschränken gefunden und Orden, die nicht ehren. Die spätere Politisierung vertiefte den Vergangenheitsbezug. Über den Holocaust nachzudenken, sich in die Kollektivverantwortung zu stellen, das galt immer als Mindestvoraussetzung, um in Deutschland Politik machen oder darüber schreiben zu können. Und ich übernahm historische Verantwortung, selbst wenn das schon wieder eine von diesen offiziös klingenden Formulierungen ist, die ich selbst nicht mehr hören mag.

Offen gestanden, hatte ich in den letzten Jahren weniger darüber nachgedacht, schließlich ist der Holocaust kein Gottesdienst, wo man jede Woche liturgische Worte murmelt. Zudem hatte ich das Gefühl, dass Deutschland es ganz gut macht mit Erinnerung und Verantwortung, die Revisionisten sind geschlagen, die Leugner sowieso.

1. Soso, das vierte Reich

Doch neuerdings kommt Bewegung in die Sache, ungute Bewegung: Brachial kritisiert Günter Grass in einem Gedicht Israel und tut dabei so, als verletze er mutig ein Tabu. Perfide.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Eine junge Frau, die bei den Olympischen Spielen rudert, hat einen Neonazi-Freund; als das herauskommt, wird sie zur Abreise gedrängt, aus Sorge um das deutsche Ansehen im Ausland. Feige.

In Bayreuth darf ein Russe nicht den Fliegenden Holländer singen, weil er auf seiner Brust ein Tattoo aus seiner Jugend trägt, das nach einem Hakenkreuz aussah. Absurd.

Und das sind nur die Kleinigkeiten. Es passieren noch mehr Dinge, größere. Seit 1945 galt das außenpolitische Paradigma, niemals wieder allein zu stehen. Striktes Sonderwegsverbot. Das durchbrach spektakulär Gerhard Schröder, als er den USA 2003 nicht in den Irak folgen wollte. Das Verbot wurde weiter aufgeweicht, als sich Angela Merkel in der Libyenfrage gegen alle drei alten Alliierten stellte. Sonderwege, so war zu spüren, bleiben unbestraft. Mehr noch: Die Euro-Krise zeigte, dass Deutschland nicht nur seinen eigenen Weg geht, sondern dass es das erfolgreichste Land Europas geworden ist. Vom Sonderweg zum Sondermodell. Und auf einmal wollen die anderen deutsche Führung. Sagen sie.

In scheinbarem Widerspruch dazu nehmen die Nazi-Vergleiche wieder zu, europäische Zeitungen bilden Merkel in SS-Uniform ab, sprechen vom »vierten Reich«. Auch in der Politik wird so geredet. Etwa wenn der spanische Europaminister die deutsche Regierung in die Euro-Pflicht nehmen will: »Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde Deutschland in einer weit schwierigeren Situation auch sehr geholfen, viele Länder haben auf Geld zugunsten von Deutschland verzichtet.« Reparationsforderungen, wann immer, wie hoch auch immer und wem immer es beliebt, sie zu erheben?

Man kriegt Kopfschmerzen von alldem, würde gern den nazivergleichenden Griechen und Spaniern einen Finger ihrer Wahl zeigen, der Ruderin einen Arm um die Schulter legen und sich dabei von dem Sänger etwas vorsingen lassen.

Vielleicht sind all diese Irritationen aber auch nur die logische Folge einer tieferen Vergänglichkeit der Vergangenheit. Zum einen ist da der zeitliche Abstand, erstmals wächst eine Generation heran, die keinen Opa mehr hat, der dabei war. Zum Zweiten leben hierzulande immer mehr Migranten, die sich nicht automatisch mit dem Holocaust identifizieren. Man muss tatsächlich fürchten, dass da etwas verblasst. Kehren die absichtsvollen Relativierungen, wie sie im Historikerstreit der Achtziger von rechten Professoren um Ernst Nolte unternommen und dann von der Öffentlichkeit erfolgreich zurückgewiesen wurden, nun wieder als Relativierungen durch schieren Zeitablauf?

2. Ein Trainingslager ist kein Lager

Man könnte sich wünschen, dass es bei alldem bloß um Politik geht, um Macht, Geld und dergleichen. Nur, so ist es nicht: Am 20. Juni gab Joachim Löw eine Pressekonferenz im Danziger Trainingslager der deutschen Nationalmannschaft, da meldet sich ein holländischer Journalist und fragt den Bundestrainer auf Englisch, ob er nicht fürchte, dass die Polen es als Provokation empfinden könnten, wenn die deutsche Nationalmannschaft ausgerechnet da ihr Trainingslager aufschlägt, wo der Zweite Weltkrieg begonnen hat. So weit kam der Kollege mit seiner Frage, da schnitt ihm Löw das Wort ab und sagte: »No. Not a minute!« Das wirkte rau, andererseits: Was geht bloß im Kopf eines Holländers um die 40 vor, dass er den 52-jährigen deutschen Trainer 73 Jahre nach Kriegsbeginn fragt, ob es provozierend sein könnte, wenn deutschtürkische, deutschpolnische und deutschtunesische junge Männer in Danzig Fußball spielen?

3. Über alles in der Welt?

Eine sehr persönliche Irritation ergab sich bei einem Abendessen mit meinem Sohn. Er ist jetzt 15 und geht in die zwölfte Klasse einer guten Schule, gut im Sinne von: Da wird ihm schon einiges über den Holocaust beigebracht. Dennoch geraten wir zwei in einen Streit über die erste Strophe der Nationalhymne. Er findet sie nicht so schlimm, ich finde dieses Deutschland, Deutschland über alles einfach scheußlich. Das musst du im historischen Kontext sehen, erwidert er, das wurde als Reaktion auf das uneinige Vaterland gedichtet. Ja, gebe ich zu, aber die Nazis haben den Text missbraucht. Daraufhin sagt er nur: »A-u-t-o-b-a-h-n«, dabei betont er das Wort wie für einen Schwerhörigen. Ich frage: »Wieso Autobahn?« – »Na«, sagt er, »die Nazis haben auch Autobahnen gebaut und das Wort benutzt, und trotzdem sagen wir heute Autobahn.« Ich setze nicht mehr nach, denn eines wird mir klar, mehr an der Tonlage als am Wortlaut unseres Gesprächs: Das Vergangenheitspäckchen, das ich einst bekommen habe, werde ich nicht mit exakt demselben Inhalt und demselben Gewicht weitergeben können.

Zumal: Wenn ich ehrlich bin, dann war das bei mir eine Verantwortung, die sich anfühlte wie Schuld. Schon weil man sich im Ausland oft schämte, ein Deutscher zu sein. Aber auch, weil die 68er nicht nur gegen ihre Eltern mit der Schuld hantierten, sondern auch uns Jüngeren gegenüber. Das alles kann und will ich gewiss nicht weitergeben. Doch was ist dann das Minimum, das History-Kit für junge Deutsche? Und wer bestimmt das?

4. Da will ich hin

Es gibt einen Ort, wo man ohne die deutschen Sprachkonventionen über den Holocaust auskommt, wo man auch nicht mit politischen Absichten vom vierten Reich fabuliert. Dieser Ort heißt Israel. Im Land der Opfer spricht man freier als im Land der

Täter. Da will ich hin. – Und es gibt einen Ort, wo es gar nicht aufs Reden ankommt, wo die betonierte Diskurse verstummen. Dieser Ort heißt Auschwitz. Da will ich auch hin.

5. Gefühle eines Botschafters

Israel ist viel mehr als eine Staat gewordene Antwort auf die Judenvernichtung, und die Israelis haben beileibe anderes zu tun, als Deutsche geschichtspolitisch zu beraten. Und doch: Nur hier wird noch mehr über den Holocaust nachgedacht als bei uns. Und es wird einem deutlich gesagt.

Der Mann, der in Israel der Deutsche vom Dienst ist, heißt Andreas Michaelis. Er ist Botschafter, mit 52 Jahren der jüngste, der hier je gedient hat. Nun sitzen wir am Strand von Tel Aviv und reden über Gefühle. Bei seiner Ernennung vor einem Jahr, erzählt Michaelis, hätten sich Betonplatten auf seine Schultern gelegt: so viel Verantwortung, so viele Gelegenheiten, etwas falsch zu machen. Dabei hat er profunde Erfahrungen mit dem Deutsch-Israelischen. Anfang der neunziger Jahre war er schon mal hier, als »Baby-Diplomat«. Außerdem hat Michaelis drei Jahre lang als Sprecher von Außenminister Joschka Fischer gedient, und der ist nun wirklich die Vergangenheitsbewältigung auf zwei Beinen. Fischer sagte bei seinem Antrittsbesuch in Israel als Erstes: Ich komme als Schuldiger.

Genau diese Vorerfahrungen machen Michaelis heute beklommen. Fischer, das war zu viel Vergangenheit, zu überbordend. Und seine persönlichen Erlebnisse der Neunziger? Da hätten sich Juden von ihm weggesetzt, als sie merkten, dass er Deutscher ist, nicht ohne ihm vorher anzukündigen, nie, nie ein deutsches Auto zu kaufen.

Nun tut sich der robust wirkende Michaelis schwer mit dem eigenen Maß. Bei seiner Rede zum Holocaust-Gedenktag habe ihn die Rührung fast davongetragen. Was rührte ihn so? Beides, sagt er, die Grausamkeit der Verbrechen und die gelungene Versöhnung. Stolz auf die Vergangenheitsbewältigung? Das Wort mag er nicht, aber so etwa, ja. Wissen Sie, er beugt sich vor, um die Brandung zu übertönen, immer mehr Juden beantragen bei mir die deutsche Staatsbürgerschaft, manche schicken die Kopie ihres KZ-Ausweises mit.

Auf der anderen Seite, niemand weiß das besser als er, wird der Holocaust hier immer auch als Argument verwendet. Jeder deutsche Politiker besucht als Erstes Jad Vaschem, die Jerusalemer Gedenkstätte für die ermordeten Juden, zu Michaelis, Aufgaben gehört es, sie zu begleiten. Wie oft waren Sie denn schon in Jad Vaschem? Achtzig Mal, antwortet er, ohne zu zögern. Im Ernst, können Sie da überhaupt noch etwas empfinden? Ja, behauptet er, es gibt immer wieder etwas in diesem Museum, das mich neu berührt.

Denken Sie, dass die nächste Generation von Deutschen diese Intensität noch einmal aufbringt, dass sie sich so tief beschäftigt mit dem Holocaust? Nun wird Michaelis zum ersten Mal an diesem Abend etwas scharf, er könne es nicht akzeptieren, wenn junge Leute diesen individualistischen Trip fahren, wenn sie sich nicht mehr in das historische Kollektiv der Deutschen einfügen. Jetzt klingt er ein bisschen wie Joschka Fischer. Autoritär.

6. Hitler, Gauck und Jad Vaschem

Ich selbst war bisher vier Mal in Jad Vaschem, zuerst privat, dann in Delegationen mit Joschka Fischer, Angela Merkel und zuletzt mit dem neuen Bundespräsidenten Joachim Gauck. Alle bewegen sich hier auf dünnem Eis, die Politiker bekommen vorher einen Plan, in welcher Schrittfolge sie sich in der düsteren

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Halle der Erinnerung bewegen müssen, wenn sie die ewige Flamme entzünden. Doch auch in dem modernen Museum, heute das Herzstück von Yad Vashem, haben sie es schwer. Sie besichtigen Zeugnisse deutscher Verbrechen, die jeden Menschen tief verstören – und werden dabei genau beobachtet. Beim Rundgang von Gauck gab es einen beinahe witzigen Moment, als der Präsident in einer Art Übersprunghandlung auf einmal rief: »Gibt,s hier auch was aus Auschwitz!?!« Da war er nämlich schon mal, vertrautes Grauen im Unvertrauten.

Ich bin jetzt froh, meinen Rundgang machen zu können, ohne Politiker dabei zu beobachten, wie sie ihren Rundgang machen. Die Chronologie des Schreckens führt mich weiter und weiter hinein in die Vergangenheit, die Bilder werden immer unerträglicher. Dabei geht man, das haben sich die Museumsmacher klug ausgedacht, leicht bergauf, der Ausgang führt dann ins sonnenhelle Israel. Das ist die Botschaft: Der Holocaust und Israel verhalten sich zueinander wie dunkel und hell, wie Problem und Lösung. Ist das eine Instrumentalisierung? Im Grunde ist mir das egal. Ich habe hier andere Sorgen: Auf einem Monitor sehe ich Hitler, er hält eine Rede vor dem Reichstag, sie ist unterlegt mit hebräischen Untertiteln, die ich nicht lesen kann. Also trete ich näher heran, um ihn zu verstehen, er brüllt gerade: »...dann wird das Ergebnis nicht die Bolschewisierung der Erde und damit der Sieg des Judentums sein, sondern die Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa...« Als ich mich umsehe, entdecke ich einige Juden mit Schläfenlocken, etwas weiter weg von mir und von ihm, den Blick auf die Untertitel gerichtet. Das ist die deutsch-israelische Familienaufstellung, Hitler, dann die Deutschen, dann die Juden.

Anschließend treffe ich Avner Schalev, er trägt einen langen Titel, salopp gesagt ist er der Chef von Yad Vashem – seit fast 20 Jahren, er repräsentiert das offizielle Israel.

Doch, ja, ihm sei auch schon aufgefallen, dass deutsche Politiker nervös sind, wenn sie hier herumlaufen. Schalev ist ein bedächtiger Herr von über 70 Jahren, er

sagt nicht, dass ihn das Thema kaum interessiert, doch treibt ihn etwas anderes um: die Verrostung der Erinnerung. Der Osten Europas, wo man sich wenig mit den eigenen Verbrechen an den Juden beschäftigt habe; der Osten, wo ehemalige Bürgerrechtler Stalinismus und Nationalsozialismus gleichsetzten und damit den Holocaust verharmlosten; der Osten, aus dem doch auch Joachim Gauck komme, nicht wahr?! Schalev missbilligt, dass Gauck vor drei Jahren die Prager Erklärung unterzeichnet hat, in der Kommunismus und Nationalsozialismus als »völlig gleichwertige verbrecherische Regime« bezeichnet werden. Und selbst wenn beide gleich schlimm gewesen wären, denke ich, spielte das für Deutsche keine Rolle, denn der Gulag ging von Moskau aus, der Holocaust von Berlin.

Es gibt im Museum von Jad Vaschem übrigens etwas aus Auschwitz: Schuhe.

7. Schuld macht klug

Um Schuhe geht es gleich zu Anfang auch bei der Begegnung mit Etgar Keret, dem berühmten israelischen Schriftsteller. Er hat mal eine Kurzgeschichte geschrieben über einen Jungen, der von seinem alten Lehrer mit Eifer über die Verderbtheit alles Deutschen aufgeklärt wurde und dann von seiner Mutter Adidas-Turnschuhe geschenkt bekam und sich weigerte, sie zu tragen.

Waren Sie dieser Junge?

Ja, antwortet Keret, aber das war in den siebziger Jahren, heute gibt es das kaum noch.

Keret, Jahrgang 67, ist munter, ironisch und hellwach, seine Eltern sind Holocaust-Überlebende. Wir sitzen in einem Tel Aviver Restaurant, das Gespräch mit

ihm ist wie Fangenspielen mit Gedanken, eine Freude. Auf meine Fragen nach Prinzipien antwortet er am liebsten mit Geschichten.

Haben Sie Probleme mit den Deutschen?

Mit den Deutschen? Nein, mit den Österreichern! Ich habe mal bei einem Benefizessen neben einer älteren Dame gesessen, die hat mich gefragt, ob ich wüsste, warum es so viele Hollywoodfilme über das Leid der Juden im Zweiten Weltkrieg gebe und gar keine über das Leid der österreichischen Soldaten. Nein, habe ich geantwortet, aber Sie wissen es bestimmt! Ja, sagt sie, weil es da so viele jüdische Regisseure gibt.

Und das passiert Ihnen mit Deutschen nicht?

Die Deutschen mussten, anders als andere Europäer, nach dem Krieg gegen die eigenen Klischees anleben, sie mussten sich ändern und haben das geschafft, sie sind ein gerechtes, ein liberales Volk geworden.

In welchem Alter kann man Kindern vom Holocaust erzählen, wann wollen Sie mit ihrem sechsjährigen Sohn darüber sprechen?

Nun, antwortet Keret, als wir letztens von meiner Mutter nach Hause gefahren sind, da hat sie ihm eine Tüte mit Snacks mitgegeben. Ich habe ihn gefragt, ob er mir einen Snack abgeben würde. Da hat mein Sohn kurz überlegt und Nein gesagt. Warum nicht, frage ich ihn. Weil du mir auch nie einen Snack von deiner Großmutter gegeben hast, antwortet er listig. Ja, weil meine Großmutter im Krieg gestorben ist. War sie denn Soldat, fragt der Junge. Nein, sie wurde einfach so von Deutschen umgebracht.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Da nimmt der Kleine die Tüte mit den Snacks, legt sie seinem Vater in den Schoß und sagt: Nimm alles, ich hab keinen Hunger mehr.

Und was passiert, wenn die Generation der Täter und der Opfer ausstirbt?

Das ist kein Problem, sagt er, ich trage das Leben meiner Eltern in mir, es ist ein Teil von mir.

Sie wollen Ihre Eltern in sich haben, erwidere ich, ich will meinen Nazi-Opa keinesfalls in mir haben.

Jetzt, wo Sie sagen, dass Sie einen Nazi-Opa haben, ruft Keret laut ins Lokal (ich ducke mich etwas), jetzt weiß ich, dass wir zwei mehr gemeinsam haben als die anderen Leute hier, deren Großeltern womöglich nur im Kibbuz Hühner geklaut haben.

An dieser Stelle denke ich: Herr, halt ein mit deinem Segen! Dann frage ich, ob man heute noch von Schuld sprechen kann.

Schuld ist etwas Gutes, Schuld lässt Sie nachdenken, Schuld macht Sie klug.

Kann der Holocaust auch zur Obsession werden, frage ich ihn, und noch bevor ich den Satz beendet habe, fällt mir auf, was für eine dämliche Frage das an einen Sohn von Holocaust-Überlebenden ist.

Keret geht darüber hinweg und sagt: Wenn Sie Krebsarzt sind, beschäftigen Sie sich auch mit dem schwersten Krebs, nicht mit dem harmlosen.

Nun muss Etgar Keret weg, ich bleibe zurück, verblüfft und froh.

8. Ist der Holocaust für alle da?

Mein letzter Gesprächspartner in Israel ist zugleich der jüngste: Barak Ravid, Anfang 30, ein linker Journalist von der regierungskritischen Zeitung Ha,aretz. Viele seiner polnischstämmigen Verwandten sind dem Holocaust zum Opfer gefallen, trotzdem sagt er heute: Angela Merkel schuldet mir gar nichts. Ihm missfällt, wie seine Regierung die deutsche mit der Schuldfrage traktiert. Bibi, so nennt er seinen Premierminister, schert sich einen Dreck um die Meinung der Deutschen, obwohl sie ihn immer unterstützen, etwa mit den intelligentesten U-Booten, die es auf dieser Erde gebe.

Den Holocaust benutze Netanjahu jedoch nicht nur als Instrument gegen die Deutschen, er spalte damit auch Israel. Wenn ein aggressiver israelischer Nationalismus als einzig richtige Konsequenz aus der Judenvernichtung dargestellt wird, dann schließt das alle jene Juden aus, die diese Politik der Stärke und des offensiven Siedlungsbaus ablehnen. Für Barak Ravid ist die Lehre aus Auschwitz gerade nicht national, sie ist universal. Die Konsequenz könne nicht sein, dass niemand mehr in die Lage käme, Juden zu bedrohen, vielmehr müsse jede Art von Diskriminierung schon in ihren Anfängen bekämpft werden. Er drückt das alles so politisch aus, dass ich ihn frage, wie denn seine persönliche Beziehung zum Holocaust sei. Da erzählt er von einem Besuch in Auschwitz, den er als Schüler mit seiner Klasse unternommen hat. Da habe man sie vorher vor den Polen gewarnt, weil die so antisemitisch seien, außerdem hätten sie dort mit Bodyguards rumlaufen müssen.

Und die Deutschen, was denkt er über die? Das Wichtigste, antwortet Ravid, ist, dass jeden Tag ein Direktflug von Frankfurt nach Tel Aviv geht. Der Alltag schafft

Versöhnung, so ist das wohl gemeint. Und wirklich vermeldet die Statistik über Besuche von Israelis in Deutschland für das Jahr 2011: 203595 Ankünfte per Flugzeug, 554795 Übernachtungen (inkl. Camping).

Was hat der Besuch in Israel nun erbracht? Eine ganze Menge: Wenn europäische Nachbarn die Deutschen mit Nazi-Vergleichen traktieren, dann hilft es, um dabei ganz cool zu bleiben, an die Versöhnung, den Respekt, ja die Wärme zu denken, die man in Israel erfahren kann. Wem die Schuld zu schwer wird, der mag sich darauf besinnen, dass auch viele Juden davon heute nicht mehr sprechen, dass sie uns nicht mehr anklagen. Aber will man eingehen auf den Vorschlag, den Holocaust nicht mehr national zu begreifen, sondern universal, wäre das nicht ein schönes, niederschwelliges Angebot an die jungen Deutschen, insbesondere an die mit nichtdeutschen Wurzeln? Die Antwort auf diese Frage findet man nicht mehr in Israel, die findet man hoffentlich in Auschwitz.

9. Ein Städtchen in Polen

Auf seiner Homepage wirbt das direkt neben dem KZ gelegene Hotel Olecki mit deutschen Worten: »Das Hotel ist aufgrund seiner ruhigen Lage bei Auschwitzurlaubern und Geschäftsreisenden gleichermaßen beliebt.«
Auschwitzurlauber! Was für ein Wort! Und was für ein grandioses Missverständnis, damit deutsche Besucher anlocken zu können! Ich buche es trotzdem.

Daheim in Berlin gelingt es allerdings gar nicht, dem Wort Auschwitz Normalität abzugewinnen. Als ich meine 20-jährige Tochter frage, ob sie mitfahren will, schluckt sie erst mal, bevor sie sich ein Ja abringt. Als sie ihren Freunden von der geplanten Reise erzählt, schauen die nur betreten. Und als wir schließlich in das Navi unseres Leihwagens den Zielort Auschwitz eingeben, kommen wir uns beinahe vor wie Holocaust-Leugner.

Gibt es eine Auschwitz-Normalität? Erst mal doch, denn das Städtchen – ja, Auschwitz ist ein Städtchen – sieht ganz gewöhnlich aus, ein bisschen schön, ein bisschen hässlich, mittendrin steht fremd ein französischer Supermarkt in futuristischem Design. Und selbst Auschwitz I wirkt zunächst harmlos, der blaue Himmel tut ein Übriges. Doch das war es dann auch mit der Normalität. Spätestens als wir durch das Tor mit der Inschrift »Arbeit macht frei« treten, ändert sich alles. Auch wer einiges weiß, ist neu schockiert. Wir klettern in einen Keller, wo die Gefangenen zu viert auf einem Quadratmeter ihre Stehfolter erleiden mussten. Bis zu acht Stunden, bis zu zwölf Tage. Dann entdecken wir einen Meldezettel, wo eine schwere Strafe verhängt wird für das »Verrichten der Großnotdurft«. Wir treten in schmale Gänge, die vollgehängt sind mit den Bildern der KZ-Insassen, man kann ihren Blicken nicht ausweichen, sie schauen voller Angst, manche stolz, andere wirken leer. Nebenan dann das Folterarsenal der SS-Schergen: Holzgestelle zum Auspeitschen, mobile Galgen, Verhungerzellen. Wann es einen packt, wann man anfängt, es nicht mehr auszuhalten, lässt sich nicht vorhersagen. Meine Tochter verlässt den Raum mit den gesammelten Prothesen sofort, sie erschrickt vor dem Koffer, der eine Aufschrift mit ihrem Namen trägt, Zufall. Bei mir sind es die gebrauchten Rasierpinsel, von den Nazis gestohlen und verwertet. All das ist noch schlimmer als Jad Vaschem. Wahrscheinlich weil es genau hier war, da, wo wir jetzt stehen.

Es gibt übrigens etwas Hoffnungsvolles in Auschwitz I: Es ist voll, Hunderte von Besuchern, Europäer, Japaner, Brasilianer, sie kommen mit Bussen, Motorrädern, Wohnwagen. Es ist etwas dran an der Idee von der universalen Tragödie.

10. Juden zu Besuch in Auschwitz

Am nächsten Tag besuchen wir Auschwitz-Birkenau, das Lager, in dem es nur noch ums Töten ging, in dem anderthalb Millionen Menschen vergast und verbrannt

wurden. Um neun Uhr stehen wir vor dem Tor, es ist diesig, der Tag will nicht so recht beginnen. Jetzt sind nur wir hier – und vier israelische Schülergruppen, alle mit weißen Kapuzenpullis, sie führen israelische Fahnen mit sich, es hat etwas Demonstratives, aber wer wollte ihnen das hier verdenken? Und da sind auch, wie Barak Ravid es gesagt hat, die Bodyguards. Juden brauchen in Auschwitz Leibwächter?

Wir gehen ins Lager. Anders als Auschwitz I wirkt es nicht wie ein Museum, hier wird nur äußerst sparsam erläutert, auf Hebräisch, Englisch und Polnisch. Ansonsten spricht das Lager für sich, wie groß es ist, bei diesem Dunst sieht man nur Lager, sonst nichts. In den niedrigen Backsteinbauten finden wir die Holzverschläge, in denen die Menschen hausen mussten, an den Wänden stehen in verblassten deutschen Lettern Parolen der Lagerleitung: »Eine Laus ist Dein Tod.« Und: »Verhalte Dich ruhig.« Meine Tochter und ich unterhalten uns instinktiv leise, mich packt die Trauer immer mehr, mir wird schlecht, aber ich bin auch als Vater da, Haltung also. Dann kommen wir an die Stelle, wo früher Gaskammern und Krematorien waren, dahin, wo man auf Asche steht. Vor uns sitzt im Kreis eine der israelischen Schülergruppen und hält eine Art Andacht. Schweigend gehen wir weg, wir brauchen nicht darüber zu sprechen, warum, fühlen einfach: Wir wollen die Juden hier nicht mit deutscher Sprache, mit der Eine-Laus-ist-Dein-Tod-Sprache in ihrer Andacht stören.

Wie habe ich diese Sätze immer gehasst: »Nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben ist barbarisch.« (Theodor W. Adorno) »Seit Auschwitz ist noch kein Tag vergangen.« (Martin Walser) Diese Sätze dramatisieren so furchtbar, nicht die Vergangenheit, sondern die Gegenwart, sie nageln die Zukunft zu, sie schaffen einen unlebbaaren moralischen Imperativ. Aber hier sind diese Sätze alle wahr. Es gibt etwas Ewiges an Auschwitz, es gibt etwas, das sich nicht in Menschheit auflösen lässt, das immer etwas Spezifisches bleiben wird, für Juden und für Deutsche.

So kann man empfinden. Muss man es auch?

Der Anteil von Muslimen an den Schulen deutscher Großstädte nimmt immer mehr zu. Viel wird darauf ankommen, wie sie sich auf Dauer zur Geschichte stellen. Es gibt schon Muslime, die sich freiwillig damit auseinandersetzen. Und es gibt einen Ort in Berlin, wo Muslime Raum für ihre eigene Sicht bekommen, er heißt Kreuzberger Initiative gegen Antisemitismus (KIgA), einige geschichtsbewegte Muslime und Juden riefen ihn ins Leben.

Inan, Imge, Nurdan und Jenny warten bei der KIgA im Konferenzraum. Inan und Jenny haben deutsche Mütter, Inans Vater ist Türke, Imges kommt aus Pakistan. Alle vier sind Anfang 20, in Berlin geboren und aufgewachsen. Bis auf Jenny, die gerade Abi macht, studieren sie. Alle vier sind Muslime, Jenny mit Kopftuch. Im vergangenen Jahr haben sie hier ein Seminar gemacht, jeden zweiten Samstag im Monat. Was soll diese Streberei? Hat es ihnen in der Schule nicht gereicht?

Doch, hat es. Deshalb sitzen sie hier. »Die Art, wie einem das eingetrichtert wird, mit dieser Schuld dabei. Es ist sehr schwer, sich dafür verantwortlich zu fühlen«, sagt Nurdan. Irgendwann nervt die deutsche Geschichte offenbar, die einem auf sehr deutsche Art beigebracht wird – so und nicht anders! »In meiner Klasse gab es kein einziges deutsches Kind. Der Lehrer hat mir wirklich leidgetan, ständig kamen Sprüche wie: Was habe ich damit zu tun?«, ergänzt Jenny.

»Viele haben ja keinen Bock drauf«, sagt Inan, »weil sie sich nicht als Teil der deutschen Gesellschaft sehen. Ich auch nicht. Trotz deutscher Mutter und deutscher Kriegs-Oma. Ich sehe mich aber auch nicht als Türke. Ich bin Berliner. Ich kann mich einfach nicht entscheiden, aber ein weiterer Grund ist, dass einfach zu viel Scheiße passiert.« Es gab bei Inan Zeiten, da hießen seine besten Freunde Niels und Patrik,

Türkisch hat er erst mit 14 gelernt. »Trotzdem heißt es ›Scheiß-Ausländer‹. Du sagst denen, dass du Deutscher bist, und die sagen: Ja, ja, auf dem Papier.« Warum also soll Inan deutsche Schuld auf sich nehmen?

Jenny erzählt von einer Reise nach Israel, die die KIgA mit palästinensischen Jugendlichen aus Berlin organisiert hat. Für die meisten war es die erste Fahrt in die Heimat ihrer Eltern. »Vor der Reise kamen so Sprüche wie: ›Sollen die Juden doch verrecken, hat Hitler doch gut gemacht‹, blablabla.« In Jerusalem besuchte die Gruppe ein Seniorenheim und traf KZ-Überlebende. Eine alte Dame erzählte, wie ihre Eltern verschleppt und umgebracht wurden, als sie ein kleines Mädchen war. Sie sagte auch, dass sie niemandem die Schuld gebe. Die Sprüche hörten abrupt auf, sagt Jenny, es wurde sehr still. Man hörte nur Weinen.

12. So vergangen ist die Vergangenheit

Shimon Stein weiß, wie es sich anfühlt, ein Deutscher zu sein. 1981 reiste er nach Norwegen, sein Auto hatte ein deutsches Nummernschild, und er wurde für einen Deutschen gehalten, wurde beschimpft und beargwöhnt, so lange, bis er sich als Israeli zu erkennen gab. Sechs Jahre lang, von 2001 bis 2007, war er israelischer Botschafter in Deutschland. Seither lebt er überwiegend in Berlin und Tel Aviv.

Kaum einer, auch kaum ein Deutscher, ist so gut in der deutschen Politik und Publizistik vernetzt wie er. Dabei ist Shimon Stein nicht das, was man einen anschmiegsamen Charakter nennen würde. Er hat im Krieg gekämpft, er ist Wagnerianer, er ist direkt. Begegnet er einem dieser knieweichen Vorurteile gegen Israel oder gegen Juden, dann wird der dünne 64-Jährige noch immer unerbittlich logisch. Stein führte in den letzten Jahren mit deutschen Spitzenpolitikern aller Parteien eine Art israelpolitisches Rigorosum durch, brachte sie auf Niveau. Dasselbe tat er mit Journalisten. Auch ich habe von ihm viel gelernt, mit ihm viel gestritten. Vor

allem darüber, ob man den Deutschen noch misstrauen muss, mehr als anderen Völkern, mehr als dem Menschen überhaupt. Er sagte Ja, ich sagte Nein. Und heute?

Die gewöhnlichen Deutschen, sagt Stein heute, habe er früher wenig gekannt, als er noch in seiner hochsicherheitstrakthaften Residenz in Berlin-Charlottenburg sein musste. Nun erlebt er sie im Alltag und hat den Eindruck, da sei wirklich etwas besser geworden.

Und das Verblassen des Holocaust? Und die neuen Generationen? Und der neue deutsche Sonderweg? Ja, ja, erwidert er, das ist wahr, aber auch ganz normal. Die Politik müsse halt etwas dagegenhalten, dann sei daran nichts Dramatisches. Und was bleibt dann, was ist das vergangenheitspolitische Minimum? Ach, sagt Shimon Stein mit wegwerfender Handbewegung, »keine Checkliste, bitte keine Checkliste, wenn ihr die habt, dann prüft ihr jeden Tag, ob alles in Ordnung ist«.

Also gut, keine Checkliste. Aber ein paar Sachen, mit denen sich was anfangen lässt: Etwas an dieser vermaledeiten Vergangenheit bleibt, solange Deutsche Deutsch sprechen. Auschwitz wird immer mehr zu etwas Gesamteuropäischem, etwas Menschheitlichem, das stimmt, aber nie so ganz, es bleibt ein Rest, der Rest sind wir.

Müssen die Deutschen sich noch misstrauen? Nein, das ist vorbei. Man muss nicht glauben, was Egtar Keret gesagt hat, das von den gut gewordenen Deutschen, aber schlecht nun auch nicht.

Erinnerung, Geschichtsbewusstsein, auch Rituale, ja natürlich. Man darf nur eines nicht vergessen, unsere Kinder haben das Gefühl, diese Geschichte in jedem Fach außer Sport zu lernen, beäugt und benotet. Man sollte darum mit jedem weiteren Sollen oder Müssen ihnen gegenüber äußerst sparsam umgehen.

Und die Migranten? Nun, man kann ihnen nicht sagen, dass sie keine richtigen Deutschen seien, und dennoch erwarten, dass sie in die historische Gesamthaftung eintreten. Umgekehrt: Sie werden nicht glauben, richtige Deutsche sein zu können, ohne den Holocaust wenigstens ein Mal an ihrem Innersten vorbeigeführt zu haben.

Die Beziehungen zu Israel bleiben besonders. Doch kann man froh darüber sein, dass die Juden auf deutsche Solidarität nicht angewiesen sind. Dass Israels Sicherheit für uns essenziell ist, ist für Israel nicht essenziell. Darf man Israel kritisieren? Was für eine blöde Frage. Man sollte nur nicht vergessen, dass es noch 187 andere Staaten auf der Welt gibt, die Israel kritisieren können, wir müssen da nicht ganz vorne sein.

Billige Provokationen von innen, Beschimpfungen von außen, Sonderwegsvorwürfe, viertes Reich, Europa wieder beherrschen wollen, überhaupt jedes Wieder – bei alledem freundlich gucken, schweigen, weitermachen.

Ist das genug? Es ist sehr viel.

13. Schüttel deinen Speck

Zum Schluss noch einmal nach Israel. Elat liegt ganz im Süden des Landes, ein Badeort am Roten Meer, da, wo das Land recht leicht ist, verglichen mit Jerusalem oder Tel Aviv. Aber was heißt schon leicht in Israel? Die Leute hier machen sich bei Wegbeschreibungen einen Spaß daraus, nicht zu sagen: nach links oder nach rechts, sondern: Richtung Ägypten oder Richtung Jordanien. Beide unfreundlichen Nachbarländer liegen nur wenige Hundert Meter entfernt, so schmal ist Israel.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Am Abend will ich zu einem Open-Air-Konzert am Hafen von Elat und nehme ein Taxi. Der Fahrer fängt sofort an zu erzählen, er sei Jude indischer Herkunft, er habe drei Jahre in der Armee gedient und im Libanon als Fallschirmspringer gekämpft, bald müsse er für vier Wochen nach Gaza, mit einem Spezialauftrag, er zieht an seiner Haut, diese Aufträge bekomme er wegen seiner braunen Hautfarbe und weil er Arabisch spreche. Israel, proklamiert er, sei die Heimat der Juden aus aller Welt, Israel müsse eben verteidigt werden. Sie wollen uns töten, ruft er zum Schluss. Die ganze Fahrt hat sieben Minuten gedauert, sein Leben und das Existenzrecht Israels in sieben Minuten. Was soll man da sagen, ich sage: Hope you will survive Gaza. Wir geben uns die Hand.

Das Konzert hat noch nicht angefangen, ein DJ spielt zum Aufheizen des überwiegend israelischen Publikums das Lied des Berliners Peter Fox: »Schüttel deinen Arsch, schüttel deinen Speck«. Auf Deutsch. Man tanzt.

Stirbt das Land vor Langeweile?

Das Versagen der deutschen Fernsehkultur gründet in der geistigen Verfassung des Landes: Individualität ist verdächtig, wer herausragt, wird einen Kopf kürzer gemacht. Eine Abrechnung.

Malte Welding, Berliner Zeitung, 22.03.2012

Ich habe mal richtig viel Fernsehen geschaut, Ende der Neunzigerjahre ist das gewesen. Ich benutzte Fernsehen als Betäubungsmittel, um über den Tod meines

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Vaters hinweg zu kommen. Monatlang schaltete ich morgens Kerner an und schaute durch bis Domian. Dazwischen Arabella, VIVA, VIVA II, MTV, Nachrichten, Promi-Flashes, Raab, Dings, Soft-Erotik.

Alles war laut und hässlich, genau das, was ich brauchte, aber eines Nachts sah ich in der Wiederholung einer Bärbel Schäfer-Folge eine so brutale Überdosis von Hässlichkeit und Niedertracht (zwei Säufer freuten sich, nicht als Vater eines unglücklichen Säuglings infrage zu kommen), dass ich geheilt war.

Es ist sowieso ein Irrtum, das Fernsehen für das Medium der Schönheit zu halten. Hier regiert das Hässliche, selbst die Models, die dauernd irgendwo gecastet werden, sehen in ihrer buckelnden Eifrigkeit scheußlich aus. Schönheit gibt es nur im Zusammenhang mit Produkten, in den Ästhetik-Inseln der Werbung.

Gerade war da noch der Parfum-Mann oder der Bier-Mann oder der Chips-Mann, der mit den vielen Freunden, jetzt sitzt da wieder Rainer Calmund oder der, der mal einen Schnauz hatte oder der, der bei Bild.de Witze macht, oder der, der früher mal Fernsehen gemacht hat und jetzt seine Rente auf dem Bildschirm abfeiert: Harald Schmidt. Irgendwann wird er so eine Art großer alter Mann des Bumswitzes sein, jetzt ist er das Mehltau gewordene Mahnmal der Langeweile, ein nicht enden wollendes Schlafwandeln, nein, Irrtum: Er ist ein Ghost Jobber.

Ein Ghost Job ist eine Stelle, meistens in einer großen Firma, die längst überflüssig geworden ist, aber bei irgendeiner Umstrukturierungsmaßnahme hat irgendein 23-jähriger Unternehmensberater vergessen, diese Stelle abzuschaffen. Nun ist dem Ghost Jobber niemand mehr vorgesetzt, er muss niemandem Zahlen präsentieren, er kommt zur Arbeit, nur für den Fall, dass es mal einen arbeitsrechtlichen Prozess gibt, er will sich dann nichts vorwerfen lassen müssen, aber es ist alles so schrecklich egal. So egal.

Endlos-Talk und die nacktste Frau der Welt

Es ist, als hätte ich in einer Ecke des Wohnzimmers einen stummgeschalteten Jahrmarkt stehen. Würde man ihn zum Leben erwecken, dann wäre er zunächst einfach nur wahnsinnig laut, dann erst würde man die einzelnen Geräusche als Werbung deuten können oder als Frauke Ludowig oder als Polizeisirene.

Fernsehen, das sind afro-amerikanische Knastinsassen, die in der aberwitzigen Synchronisation Bühnenhochdeutsch sprechen. Fernsehen, das ist Bohlen mit seiner gebräunten Haut und seinen blassen Augen, der Blockwart des Ballermann. Fernsehen, das ist Micaela Schäfer, die nacktste Frau der Welt. Und Fernsehen, das ist Talk. Endloser Talk. Immer wieder Talk. Nicht über alles. Sondern immer über dasselbe.

Man sollte keine Sekunde glauben, dass es sich bei den auf staatstragend lackierten Abendtalkshows um etwas anderes handelt als bei den berüchtigten Nachmittagstalkshows der Neunzigerjahre. Niemand erinnert sich an den letzten Skandal, der von Journalisten einer Fernsehsendung ins Rollen gebracht wurde.

Früher deckte man Skandale auf, heute spricht man drüber. Was denkt denn wohl Helmut Dietl über Christian Wulff? Ist irgendein ehemaliger Politberater noch nicht befragt worden, ob er Gutenberg für einen Plagiator hält? Kenne ich etwa die Meinung von Roger Willemsen zur drohenden Griechenland-Pleite nicht, kann mir entgangen sein, was Veronika Ferres von der Bankenkrise hält?

Aber es gibt ja nicht nur Talks, sondern auch die Journalismusplacebos „frontal 21“ oder „ZDF-Reporter“. So wie dort die Off-Sprecher hätten die Moderatoren der „2-Minuten-Hass-Sendung“ in Orwells „1984“ gesprochen, hätte er eine Ahnung gehabt, wie denunziatorisch ein Sprechorgan klingen kann.

Beim Fernsehen etwas anderes machen

Als ich mich entschieße, mich noch einmal genauer mit dem Fernsehen zu befassen, schaue ich zunächst auf TVSpielfilm.de nach, was denn gerade so läuft. „Auf Öland liegt Schloss Solliden, die Sommerresidenz der schwedischen Königsfamilie. Adelspezi Rolf Seelmann-Eggebert (75) stellt die Insel und ihre Besonderheiten vor, begleitet das Königspaar auf eine Oldtimer-Rallye und verfolgt das alljährliche Geburtstagsritual für Prinzessin Viktoria.“

So preist das TV-Magazin den dritten Teil der Reihe „Wo Könige Ferien machen“ an. Auf dem Vorschaubild schaut der König wohlgefällig ein kleines Mädchen mit Blumenkranz an, das von seiner Frau in Bauertracht begrüßt wird. So etwas läuft im NDR, bürgerliche Gebührengelder für öffentlich-rechtliche

Adelspropaganda, die aber auch als passive Sterbehilfe mit Sicherheit ganz ordentlich funktioniert.

Der Filmjournalist und Drehbuchautor Daniel Bickermann kann erklären, warum so etwas läuft. Die Sender zielten darauf ab, die Intensivseher an das Programm zu binden. Intensivseher sind jene 33 Prozent der Zuschauer, die 80 Prozent des Fernsehkonsums ausmachen. Sie schauen bis zu acht Stunden täglich fern. Richtiger wäre es zu sagen: Sie lassen den Fernseher acht Stunden lang laufen. Sie wollen beim Fernsehen etwas anderes machen.

So boomt das Fernsehen und kommt auf schwindelerregende Quoten – die Plasmakästen flimmern noch ein paar Minuten länger pro Tag als je zuvor – und damit das mit den Quoten so bleibt, darf das Programm auf keinen Fall stören. Mit anderen Worten: Das deutsche Fernsehen ist dafür da, dass man nicht hinsieht. Da fällt so ein vor sich hin sendender Ex-Komiker wie Schmidt nicht nur nicht weiter auf, gerade die Gleichgültigkeit seines Humors sichert seine Bildschirmexistenz.

Wer auf das Fernsehen pfeift, schaltet ein, wer es mag, bringt es nicht über sich, die Kiste anzumachen. „Menschen, die besonders gerne Fernsehen gucken, gucken kein Fernsehen mehr“, schrieb der Medienjournalist Stefan Niggemeier zur Einführung von ZDFneo in der FAZ. „Die Generation unter 30 und die höheren Bildungsschichten haben sich vom Fernsehen als Medium weitestgehend verabschiedet“, so Bickermann.

Die nach Milieus unterteilte Quotenverteilung zeige „praktisch alle deutschen Programme im linken unteren Eck, wo sich relativ geringes Einkommen und relativ geringer Bildungsstand treffen“. ZDFneo, als digitaler Spartenkanal gedacht für junge Menschen mit Gehirn, hat einen Marktanteil von 0,3 Prozent.

Wie immer, wenn das Gemeinwesen versagt, leiden die Armen und Ungebildeten am meisten darunter. Sind die öffentlichen Schulen schlecht, schicken die wohlhabenden Bildungsbürger ihre Kinder auf private Gymnasien, ist das öffentlich-rechtliche Fernsehen schlecht, kaufen sie DVDs mit amerikanischem

Kulturgut. Schichten werden so zementiert. Eine ganze Generation ist dabei, sich vom Fernsehen abzuwenden und schaut: Fernsehen.

Patschzufrieden im eigenen Saft

Seit Jahren dominieren amerikanische Serien die Freizeitkultur jüngerer Deutscher. Sie werden auf DVD gekauft, aus dem Netz geladen, gestreamt, getauscht, ganze Freundeskreise werden von Dealern statt mit Haschisch mit dem neuesten heißen Scheiß aus Amerika versorgt.

Die amerikanische Vormachtstellung in unseren Köpfen ist kein Zufall, sondern eine Frage der Tradition. Larry David, Autor und Hauptdarsteller des unfassbar komischen „Curb your Enthusiasm“, schaute als Kind die „Phil Silvers Show“, eine Serie, die von 1955 bis 1959 in der CBS lief. Phil Silvers wiederum arbeitete seit den Dreißigerjahren am Broadway, seit 1940 in Hollywood, er schrieb etwa den Text für den Song „Nancy (with the laughing face)“, den Frank Sinatra 1945 veröffentlichte.

Eine Traditionslinie, die vom Broadway der Dreißiger über das Hollywood der Vierziger bis ins Heute reicht, die eine vitale Industrie, vor Kreativität berstend, hervorbringt, eine Traditionslinie, die es natürlich bei uns nicht gibt.

Wir wollten statt Glamour lieber Uniformen, hatten dann statt Woody Allen (und Richard Pryor, Robin Williams, Eddie Murphy, Bill Hicks und George Carlin und noch tausend mehr) Otto und nun statt Louis CK unseren Martin „Maddin“ Schneider

Dass die Humorproduktion in Deutschland so komisch ist wie Kosmetiktests an Kaninchenaugen, das ist nicht die Schuld von Otto, nicht einmal von Maddin, so wenig wie es die Schuld von Chengdong Zhang, dem Mittelstürmer der chinesischen Nationalmannschaft, ist, dass er nicht wie Cristiano Ronaldo trifft.

Was China im Fußball, das ist Deutschland in der Unterhaltung. Ein Entwicklungsland. Ein Entwicklungsland allerdings, dessen Unterhaltungsbeamte sich gebärden, als hätten sie den begehbaren Kleiderschrank erfunden, und das ein Schweinegeld hat. Da werden Filmbälle gegeben, die gerade durch den

Glamourversuch am Ende doch immer so aussehen wie die Abifeier der Jean-Sans-Terre-Oberschule.

Das deutsche Fernsehen steht so patschzufrieden im eigenen Saft, dass es mit großer Fröhlichkeit darin ersaufen wird, in der Karnevalsbrühe aus Küstenwachenwiederholungen und Serien mit Tieren in der Hauptrolle und Selbstversicherungskabarettssendungen und Redaktionen nach Parteiproporz, die Politsendungen simulieren, und ist die Rente sicher und kippt der Euro und stirbt das Land? Ja, das Land stirbt. Vor Langeweile.

Das Misstrauen zwischen den deutschen Sendern und ihren ehemaligen Zuschauern ist mittlerweile so groß, dass selbst die Versuche der Programmleiter, es mit genau den begehrten Produkten zu versuchen, zum Scheitern verurteilt sind.

Ich habe die "Sopranos" nicht geschaut, weil sie im ZDF liefen. Nach der dritten Staffel stellte der Sender die Serie dann ein, nachdem der Sendetermin nach und nach von Samstagabend auf Sonntagnacht verschoben worden war. Die Zielgruppe war nicht an der Sendung interessiert, hieß es beim Sender. Oder war die Zielgruppe nicht am Sender interessiert? Und wollte gar nicht Ziel von dessen Bemühungen sein, dass er irgendwann nur noch von Hundertjährigen in Begleitung ihrer Eltern gesehen werden wird?

Bestimmt findet man im deutschen Fernsehen etwas, das einem gefällt, wenn man bloß lang genug sucht. Aber wann immer mir Fernsehen geschieht, fühlt es sich an, als sei ich in der Kneipe von zwei Hünen angerempelt und mit Bier eingenässt worden. Ich werde aggressiv, bekomme Kopfschmerzen, kann aber nichts machen. Soll ich etwa selbst besseres Fernsehen machen? Dürfte ich mich auch beim Zahnarzt über eine mangelnde Betäubung nicht beschweren, bloß weil ich nicht selber Zahnmedizin studiert habe?

Fernsehen macht aggressiv und ängstlich

Fernsehen macht nicht nur aggressiv, es macht auch Angst. Denn die Vorstellung, dass hinter all dem lieblosen Auswurf, dem reinen Betrug und den

dreckigen Witzen menschliche Intelligenz sitzen könnte (das heißt: die, die für das Pro7-Lifestyle-Magazin „taff“ verantwortlich sind, nehmen auch am Straßenverkehr teil!), ist so grauenhaft, dass man sich stattdessen lieber vorstellt, in der Redaktion von „Die ultimative Chartshow“ säßen Androiden.

Bei den Privaten wird alles kaputtgespart. Bickermann rechnet vor, dass eine Folge „Dr. House“ etwa 100.000 Euro an Lizenzgebühren kostet, eine selbstproduzierte RTL-Serie wie „Alarm für Cobra 11“ jedoch das Zehnfache. Daher gibt es heute bloß noch zwei wöchentliche Sendeplätze für Eigenproduktionen beim größten deutschen Privatsender.

Doch Geld ist nicht das Problem der Öffentlich-Rechtlichen. 50 Millionen Euro hat das ZDF übrig für die Übertragungsrechte an der Champions League. Mit dieser Summe könnte man sogar spielend ein deutsches „The West Wing“ produzieren, eine der mit sechs Millionen Dollar pro Folge teuersten amerikanischen Serien – und eine der besten. Aber für so etwas ist kein Etat vorhanden.

Der Bezahlsender Sky wird ab Mai den Kanal Sky Atlantic HD starten, wo alle neuen HBO-Produktionen zu sehen sein werden, so dass es möglich wird, das begehrte Gut nun legal und ohne Verzögerung zu schauen. Und doch ist auch damit das eigentliche Problem nicht gelöst. Denn es geht ja nicht nur um Unterhaltung.

Es geht um unsere Identität. Wo bleibt das große Werk über Kohl? Wer ergründet dessen Nachfolger, der sich das Haar nicht färbte und jetzt für den russischen Diktator arbeitet? Keine Serie über einen Medienmogul, der sich die Regierung kauft? Kein Kinofilm über einen adeligen Abschreiber, nichts über einen gefallsüchtigen Fallschirmspringer und seine koksende Nemesis. Wer erzählt unsere Geschichte?

Man mag glauben, dass es die totale Kommerzialisierung sei, die das Fernsehen so schlecht sein lässt. Aber das amerikanische Fernsehen, Hollywood gar, kann wohl kaum als Heimstätte des Sozialismus gelten. Gier schadet der Unterhaltung nicht unbedingt, Dummheit, Drögeheit und angemäßte Kompetenz tun es.

Der französische Soziologe und Journalist Frédéric Martel ist in seinem Buch „Mainstream“ der Frage nachgegangen, wie weltweit erfolgreiche Kultur hergestellt

wird. In dem Kapitel über Disney kommt er zu dem für Kulturpessimisten erstaunlichen Befund: „In dem Wort 'Kreativindustrie' liegt der Hauptakzent auf 'kreativ'.“

Erfolgreich ist, wer den Kreativen Freiräume schafft. Warum sollte man auch einem Regisseur Unsummen zahlen, wenn im Grunde seines Herzens der Senderboss glaubt, einen besseren Film hinzubekommen? Die Buchhalterei den Buchhaltern, die Kunst den Schöpfern!

Diese Art der Arbeitsteilung besteht gerade nicht aus Liebe zur Kunst, sondern aus Liebe zum Erfolg. Das Gegensatzpaar lautet nicht Qualität und Masse – oder wer würde Blockbuster wie „Pulp Fiction“, „Das Schweigen der Lämmer“ oder selbst „Titanic“ als plumpe Volksbelustigung abtun? „Herr der Ringe“ ist gar eine Literaturverfilmung!

Den allmächtigen Redakteuren in den Amtsstuben des deutschen Fernsehens ist alles immer gleich „zu düster“, „zu schwierig“ oder „zu komplex“. Wenn nicht jede Viertelstunde erklärt wird, wo der Kommissar nun hinfährt und warum, wird der Unterhaltungsbeauftragte nervös. Bickermann erzählt von der Reaktion eines Privatsenderredakteurs, dem eine Serie über die Angehörigen deutscher Soldaten in Afghanistan vorgeschlagen wurde: „Zuviel Realität. Dafür sind wir nicht zuständig. Wir machen eher Eskapismus.“

Kein Wunder, dass der Zuschauer da Fluchtgedanken bekommt. Von einer ZDF-Redakteurin geht die Legende, sie habe nach Sichtung eines Fernsehfilms gesagt, ihr gefalle der Hund, der in einer kurzen Szene zu sehen war. „Von dem will ich mehr sehen“, sagte sie dem Regisseur, worauf der empfahl, sie solle sich dann doch so einen Hund kaufen.

Der Regisseur soll sich seitdem auf der Schwarzen Liste befinden. Immerhin gilt diese Redakteurin als die „böseste Frau im deutschen Fernsehen“ – böse sind die Verantwortlichen natürlich normalerweise nicht. Dafür fehlt ihnen wohl die Energie.

Wo sind Liebe und Hingabe?

Stefan Niggemeier schrieb angesichts der lieblosen Versendung der NDR-Serie „Der Tatortreiniger“ in seinem Blog: „Es ist ein unfassbares, allumfassendes Elend und vermutlich steckt nicht einmal böse Absicht dahinter, sondern die übliche Mischung aus Ahnungslosigkeit, Desinteresse und bürokratischen Zwängen.“ Kurz zuvor hatte die ARD den gelungenen Polizeiruf „Denn sie wissen nicht, was sie tun“ aus der Primetime verbannt, weil er – natürlich – zu düster gewesen sei, und sogar das große dunkle „Im Angesicht des Verbrechens“ schamvoll im Programm versteckt.

Das Versagen der deutschen Fernsehkultur gründet tief in der geistigen Verfassung des Landes: Individualität ist verdächtig, wer herausragt, wird einen Kopf kürzer gemacht. Es lohnt sich, einmal bei Youtube ein paar Ausschnitte aus „Inside the actor's studio“ zu betrachten. Dort interviewt James Lipton, Dekan der „Actor's Studio Drama School“ Hollywoodstars wie Johnny Depp.

Es wird mit unglaublicher Liebe und Hingabe über die Schauspielkunst geredet, die Stars sind als Künstler und Handwerker dort und bekommen vom Publikum eine so aufrichtige Verehrung und Bewunderung entgegengebracht, dass man sich unweigerlich fragt: Gibt es das im deutschen Fernsehen irgendwo? Dass der Künstler für seine Kunst gefeiert wird und nicht dafür, dass er Naddel verführt hat oder gegen Kindesmissbrauch ist oder seine Scheidung besonders blutig war? Ja, doch: Im aktuellen Sportstudio.

Ansonsten wird bis in den Bereich der Hochliteratur hinein gefragt, wie viel vom Autor im Erzähler steckt, nicht bloß bei Charlotte Roche überwiegt die Tratschlust die intellektuelle Redlichkeit, aber die ist ein gutes Beispiel, weil sie neben Sarrazin das einzige Buch geschrieben hat, das mehr als ein paar Tausend Deutsche gekauft haben.

War sie wirklich im Puff mit ihrem Mann? Hätte sie so über den Unfall schreiben dürfen? „Darf der/die das?“ ist die Urfrage des deutschen Pop. Dürfen Rammstein mit tiefer Stimme singen, darf der Rapper Nutte sagen? Auf Youtube gibt es einen Auftritt von Falco in der „NDR Talk Show“ zu sehen.

Falco war der einzige deutschsprachige Künstler, der je einen Nummer 1-Hit hatte in den USA. Falco also wird allen Ernstes gefragt, warum er keine politischen Lieder schreibe, nein, er wird nicht gefragt, er wird vorgeführt als amoralischer Unernstling. Leider hatte Falco nichts von Klaus Kinski in sich, sonst hätte er dem bornierten Quälgeist gesagt, wohin er sich seine Moral schieben kann.

Dass niemand sich die Kulturerzeugnisse eines solchen Landes antun will, ist da ja wohl kein Wunder. Nicht nur der Kulturaustausch mit den USA ist eine Einbahnstraße, auch im Nachbarland Frankreich verirrt sich kaum jemals jemand in einen deutschen Film.

Während der französische Film „Ziemlich beste Freunde“ in Deutschland knapp sechs Millionen Besucher hatte, war der erfolgreichste deutsche Film in Frankreich der Aufklärungsfilm „Helga“ aus dem Jahr 1968. Der letzte deutsche Film, der in Frankreich wenigstens einen Achtungserfolg erzielte, war „Goodbye Lenin“. Auch schon wieder fast zehn Jahre her.

Die Einfallsreichsten gehen in die USA, die Unis haben keine Anbindung an die Kreativindustrie, dem Internet steht man zögerlich gegenüber und die Kultur der Migranten wird abgelehnt. Während in den USA von Dean Martin bis Ricky Martin die Einwanderer ihre eigene Note mitgebracht haben, gilt bei uns das Reinheitsgebot.

Kultur mit Migrationshintergrund, die bleibt im Ghetto der gutgemeinten Kultursender, der Mainstream macht einen weiten Bogen um alles, was nicht blauäugig ist (außer Verona Pooth), und das, obwohl „Türkisch für Anfänger“ in jeder Hinsicht gut funktioniert hat.

Das ist vielleicht das Niederschmetterndste: Dass auf einen Glückstreffer hin nicht noch einmal versucht wird, Glück zu haben. Dass das Beamtentum so dominierend ist, der Kleinmut so gigantisch (was ja völlig widersinnig ist), dass man Gold nicht einmal findet, wenn es einem auf den Kopf fällt. Wo keine Tradition besteht, können nur Wunder geschehen, nie echte Entwicklungen. Gottschalk, der vor 30 Jahren wirklich frisch und neu war, kam aus dem Nichts. Er hinterließ: Lanz.

Angst vor neuer Technik

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Massenerfolg bringt die Ablehnung durch die Eliten mit sich und seine Stars (so es sie denn gibt) verachtet man. Obwohl selbstempfundenes Land der Ingenieure, hat man doch Angst vor neuer Technik. Das Internet gilt als Hort der Kinderpornographen und Raubkopierer, während es in den meisten Teilen der Welt als Möglichkeit gesehen wird, zu publizieren, Gedanken zu teilen, mit geringeren Kosten zu kreieren. Lieber wiegt man sich an die Brüste der ARD-Abendunterhaltungssikonen als auch nur einmal aufgeregt zu werden, etwas zu riskieren, lebendig zu sein.

Kultur aber ist Lebendigkeit, bedeutet Verbundenheit, Gemeinschaft, Entwicklung. Alles, was überhaupt versucht wird, ist gut. Es war gut, dass in den Neunzigern mit VIVA ein deutschsprachiges Musikfernsehen gestartet wurde, es ist gut, dass das ZDF mit ZDFneo einen Versuch wagt, jüngere Zuschauer zu gewinnen (wenn auch die Frage bleibt, warum man es versucht mit einem Sender, den kaum jemand empfangen kann), es ist sogar gut, dass Soaps wie „Gute Zeiten, Schlechte Zeiten“ gedreht werden.

Deutschland braucht eine popkulturelle Infrastruktur, Deutschland braucht Menschen, die sich professionell der Herstellung von Unterhaltung widmen können, also: Geld damit verdienen, dass sie Kultur jenseits vom Stadttheater schaffen. Kultur erzeugt Kultur.

Jede Folge „Breaking Bad“ (eine viel, viel zu düstere Serie über einen an Lungenkrebs erkrankten Chemielehrer, der Drogendealer wird) kann man sich im Netz in Fanforen und Fernsehblogs erklären lassen, Enthusiasten suchen Lösungsansätze oder spinnen Theorien, wie die Serie weitergehen könnte.

Leiden an der deutschen Kultur

Mit den Serien werden auch die Kritiken immer elaborierter, längst sind die Besprechungen neuer Folgen beispielsweise auf avclub.com nicht weniger anspruchsvoll als hierzulande die Feuilletonartikel zum jeweils aktuellen Handke-Roman. Aus Fans werden Autoren.

Wer in seiner Jugend mit mäandernden Epochenporträts wie „Mad Men“ und „Boardwalk Empire“ oder mit klugen und komischen Serien wie „30 Rock“ und „Curb

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

your Enthusiasm“ aufgewachsen ist, der wird, wenn er dreißig und selber Schreiber ist, Kunstwerke entwerfen, von denen wir heute nur träumen können.

Die Zukunft ist strahlend. Bloß nicht in Deutschland. Das Leiden an der deutschen Kultur ist kein geschmäckerlicher Elitismus. Mit der Kultur stirbt auch in anderen Gebieten die Schöpfungskraft. Wer hat die Playstation erfunden, wer die X-Box? Siemens, Bosch? Welcher deutsche Konzern produziert das Smartphone der Zukunft?

Ein Fernsehabend in Deutschland ist eine Vorschau: So doof, so alt, so verklemmt und laut und totgespart wird irgendwann das ganze Land aussehen. Aber vielleicht geschieht ja einmal ein Wunder.